

# E.I.Q.

EUROPEAN INTERDISCIPLINARY QUARTERLY

II/2007

HERAUSGEBER: Dariusz Radtke & Hagen Schulz-Forberg

Qualität



Liebe Leserin,  
lieber Leser,

aller guten Dinge sind drei. Das gilt auch für diese – dritte – Ausgabe des E.I.Q. in mehrfacher Hinsicht. Natürlich, weil sie gut ist, weil in ihr von Qualität die Rede ist und weil sie, zumindest in dieser Form, die letzte Ausgabe gewesen sein wird.

Daß die letzte Ausgabe des E.I.Q. das Thema Qualität haben würde, war zu Beginn nicht abzusehen, ist jedoch programmatisch durchaus richtungsweisend:

Qualität braucht Zeit. Deswegen mußten sie auf dieses Heft solange warten und werden Sie zukünftig noch länger warten müssen, denn wir werden unsere Publikation als Jahrbuch fortsetzen. Es ist unser Anliegen, ein wirklich europäisches Magazin zu machen, konsequent dreisprachig, in dem wir mit selbstgesetzten Themen und in Zusammenarbeit mit dem Beirat des FORUM46 Pflöcke in die Diskussion zwischen den Teilbereichen Wissenschaft, Wirtschaft, Kultur und Gesellschaft schlagen werden. Eine Diskussion, die wir selber vorantreiben wollen und für die wir daher europäische Autorinnen und Autoren, Künstlerinnen und Künstler gewinnen wollen, die mit uns gemeinsam auch mal dicke Bretter bohren.

Es werden schöne Bücher werden. Nicht nur inhaltlich innovative, sondern auch schön anzusehende und anzufassende Bücher. Wir freuen uns darauf!

Doch sei darüber die vorliegende Ausgabe nicht vergessen: Was die meisten Artikel verbindet, ist ein ganz handfestes Verständnis von Qualität. Sie sind von Praktikern geschrieben oder aber aus der Praxis heraus. Dan Sperber zum Beispiel hat seine Tätigkeit als Gutachter interdisziplinärer Projekte dazu gebracht, „Interdisziplinarität neu zu denken“ und versteht sich zugleich als Einführung in die „micro-politics of science“. Hans-Ulrich Mittmann hat es für uns einmal unternommen, den Begriff „Qualität“ zu definieren. Das wirkt nur auf den ersten Blick technisch: Die Erkenntnis, daß Qualität keine Einbahnstraße ist, sondern von Erwartungen und Anforderungen geprägt wird, hat uns so gut gefallen, daß wir sie an unsere Leserinnen und Leser weitergeben wollen.

In der Hoffnung also, daß Sie uns nicht nur gewogen bleiben, sondern auch weiterhin fordernd und engagiert begleiten, verbleibe ich

Ihr  
Jacob Schilling  
Chefredakteur

## TITELTHEMA

<b>Wolf Lotter</b> Planen. Machen. Prüfen. Handeln.	9
<b>Krzysztof Niewrzęda</b> Mitzählen	16
<b>Hans-Ulrich Mittmann</b> Qualität. Normen, Erwartungen, Realität.	20
<b>Michał Grajek</b> Mehr Handel dank Gütesiegel	25
<b>Ernst-Ludwig Winnacker</b> Interview	28

## INTERDISCIPLINARITY

<b>Dan Sperber</b> Why Rethink Interdisciplinarity?	32
---	----

## ZWISCHEN:RÄUME

<b>Peter Matussek</b> Leerstellen als Erinnerungsgänge	38
<b>Imke Girssmann</b> Homi K. Bhabha. Im Dritten Raum statt zwischen zwei Stühlen	47

## EUROPA

<b>Christoph Herrman</b> Nice Logo, no substance	55
<b>Jan Sokol</b> Europa spricht. Sprachenvielfalt und Politik.	58
<b>Timothy Garton Ash</b> What story should Europe tell?	65

## AUSSTELLUNGSTIPP

<b>Soufflé, eine Massenausstellung</b>	69
--	----

## BUCHTIPP

<b>Turbulente Ränder</b> von der Forschungsgruppe transitmigration	63
<b>Geschichte Europas von 1945 bis zur Gegenwart</b> von Tony R. Judt	70

## 6 FRAGEN AN...

<b>Hazel Rosenstrauch</b>	72
---------------------------	----

## GEDICHTE

<b>Lopez Mausere</b> Wedlug Li Thai Po	27
<b>Peter Reik</b> Zwischen Euphrat und Tigris	46

## GALERIE

<b>Fra Angelico</b> Verkündigung an Maria	54
---	----

## IMPRESSUM

71

# Interart

# Autoren

dieser Ausgabe

## Peter Matussek

Der 1955 geborene Autor studierte Germanistik, Philosophie und Pädagogik in Hamburg, Bombay und Dubrovnik. Nach dem Staatsexamen 1984 arbeitete er als Computerspezialist und Softwareentwickler, später als Gutachter und Organisator interdisziplinärer Kolloquien zum Einsatz neuer Medien in den Geisteswissenschaften für die DFG und das Bundesforschungsministerium. Zu Beginn der 90er Jahre war Matussek am Kulturwissenschaftlichen Institut im Wissenschaftszentrum NRW beschäftigt, zwischen 1993-1999 war er wissenschaftlicher Assistent am Kulturwissenschaftlichen Seminar der Humboldt-Universität in Berlin. Seit 1999 leitet er im Sonderforschungsbereich „Kulturen des Performativen“ das Projekt „Computer als Gedächtnistheater“. 2001-2003 war er an der Universität Siegen als Professor für Medienwissenschaft/Multimediaproduktion tätig. Seit 2003 ist Peter Matussek Leiter des Bereichs Schriftlichkeit am Germanistischen Seminar und Professor am Institut für Medien- und Kulturwissenschaft der Heinrich-Heine-Universität Düsseldorf. Seine Publikationen beschäftigen sich mit der Kultur- und Mediengeschichte sowie der medienanthropologischen Gedächtnisforschung.



## Ernst-Ludwig Winnacker

Der 1941 geborene Sohn des Chemikers Karl Winnacker studierte Chemie an der Eidgenössischen Technischen Hochschule in Zürich, wo er 1968 in Organischer Chemie promovierte. Anschließend ging er zunächst an die University of California in Berkeley, danach an das Stockholmer Karolinska Institut, wo er sich in Genetik habilitierte. In den Jahren 1972-1977 lehrte er als Gastprofessor der DFG am Institut für Genetik der Universität zu Köln. Seit 1980 ist Winnacker ordentlicher Professor für Biochemie an der Universität München. Neben dem Arthur-Burckhardt-Preis erhielt er zahlreiche andere Auszeichnungen. Seit 1984 hat Winnacker immer wieder Funktionen in wissenschaftlichen Gesellschaften und Gremien über-



nommen. Ernst-Ludwig Winnacker war von 1998-2006 Präsident der DFG. Seit Januar 2007 hat er das Amt des „Secretary General“ des Europäischen Forschungsrats inne. Er ist Verfasser zahlreicher Bücher und hält regelmäßig Vorträge.

## Krzysztof Niewrzęda

Der Dichter und Essayist wurde 1964 im polnischen Stettin geboren. Nach dem Studium an der technischen Universität schrieb und veröffentlichte er erste Gedichte. 1989 übersiedelte er nach Bremen, wo er in einem Architekturbüro arbeitete und zugleich für polnischsprachige, in Deutschland erscheinende Zeitschriften schrieb. 1997 wurde ihm in Hamburg der „Silberne Pegasus“ im „Europäischen Wettbewerb des Polnischen Emigrationsgedichts“ zuerkannt. Zwischen 2001-2003 arbeitete er in Berlin an der Entstehung des Literaturheftes „Pogranicza“ mit. Im Jahr 2003 wurde er in Wien im „Internationalen Marek-Hlasko-Literaturwettbewerb für polnischschreibende Autoren“ ausgezeichnet. Niewrzędas Gedichte und Erzählungen erscheinen in zahlreichen polnischen Literaturzeitschriften. Sein Roman „Poszukiwanie całości“ (Die Suche nach dem Ganzen), der in Polen sehr erfolgreich war, soll demnächst in deutscher Ausgabe bei Suhrkamp erscheinen. Derzeit schreibt und publiziert Krzysztof Niewrzęda Essays über Berlin.



## Jan Sokol

1936 in Prag geboren, machte Sokol zunächst eine Lehre als Goldschmied und arbeitete als Mechaniker, ehe er auf dem zweiten Bildungsweg sein Abitur nachholte. Zwischen 1963-1967 absolvierte er ein Fernstudium im Fach Mathematik, begann zeitgleich bei der Firma VUMS Praha in der Softwareentwicklung zu arbeiten, dessen Leiter er später wurde und bis 1990 blieb. 1993 machte Sokol seinen Magister in Anthropologie, vier Jahre später habilitierte er sich in Philoso-



phie. Bereits während der sozialistischen Herrschaft in Bürgerbewegungen politisch aktiv, reicht sein politisches Engagement nach 1990 vom Abgeordneten in der tschechoslovakischen Förderversammlung über Funktionen im Europäischen Parlament bis hin zum tschechischen Minister für Schulwesen. 2003 kandidierte Sokol bei der tschechischen Präsidentschaftswahl, blieb jedoch erfolglos. Vermutlich ist seine Wahlniederlage unter anderem auch darauf zurückzuführen, dass sich Sokol schon immer sehr für die deutsch-tschechische-Aussöhnung eingesetzt hat. Jan Sokol ist Professor und Dekan an der Humanwissenschaftlichen Fakultät der Prager Karlsuniversität.

## Peter Reik

Reik wurde 1955 in Ebersbach/Fils (Baden-Württemberg) geboren. Zunächst war er als Industriekaufmann tätig, entwickelte aber bereits früh gewerkschaftliches Engagement und wurde Mitglied der SPD. Mit der „Aktion Sühnezeichen/ Friedensdienste“ in Jerusalem absolvierte Reik einen freiwilligen sozialen Friedensdienst. Nach einer Ausbildung im Verwaltungsdienst des Auswärtigen Amtes, arbeitete er in den Botschaften in Tel Aviv, Zagreb und Lissabon und am Generalkonsulat Lyon, unterbrochen durch die dreijährige Funktion des „Aktion Sühnezeichen“-Länderbeauftragten in Coventry, Großbritannien. Seit 1998 ist er in der Zentrale des Auswärtigen Amtes (Bonn und Berlin) tätig. Im Rahmen dessen war Reik u.a. zuständig für die „Stiftung Deutsch-Polonische Zusammenarbeit“, wirkte als Länderbearbeiter für Hongkong, Macau, Taipeh und ist aktuell dem Arbeitsstab Irak zugeordnet. Er initiierte die deutsch-polonische Widerstand- und Solidarnosc-Ausstellung der Stiftung Kreisau im Juli 2004 im Auswärtigen Amt. Als freier Autor veröffentlicht Peter Reik regelmäßig Beiträge in diversen Periodika und hat sich einen Namen als Lyriker gemacht.



## Imke Girssmann

Imke Girssmann studiert Kulturwissenschaft, Kunstwissenschaft und Polonistik an der Universität Bremen. Ihre Schwerpunkte sind Kulturtheorie und Kulturanthropologie. Sie ist Redakteurin und Moderatorin beim Campus Radio Bremen. Von 2001-2002 leistete sie ihren Europäischen Freiwilligendienst beim Service Civil International in Poznań, Polen. 2006 – 2007 ging sie für ein Auslandssemester am historisch-philologischen



Institut an die Universität Gdansk. Im Frühjahr 2007 absolvierte Imke Girssmann ein Praktikum in der Redaktion des European Interdisciplinary Quarterly. Seitdem ist sie fester Bestandteil des Redaktionsteams.

## Wolf Lotter

Geboren 1962 im österreichischen Mürtzzuschlag, absolvierte er zunächst eine Lehre zum Buchhändler. Auf dem zweiten Bildungsweg studierte Lotter Anfang der 80er Jahre zunächst Kulturelles Management, dann Geschichte und Kommunikationswissenschaft an der Universität in Wien. Schon während dieser Zeit schrieb er als freier Journalist für diverse Zeitschriften im Bereich Wirtschaft und neue Technologien. 1998 übersiedelte er nach Hamburg und arbeitete dort für das Wirtschaftsmagazin Econy. Ein Jahr später gehörte er zu den Mitbegründern des Magazins brand eins und schreibt seither Essays zu den Schwerpunktthemen der jeweiligen Hefte. brand eins setzt wirtschaftliche Prozesse in gesellschaftliche und politische Zusammenhänge und Lotter – fernab vom Mainstream der Wirtschaftspresse – hat sich mit seinen Beiträgen einen Ruf als einer der führenden, anders und neu denkenden Publizisten gemacht.



## Michal Grajek

Der 31jährige Ökonom stammt ursprünglich aus Polen. In den 90er Jahren studierte er Ökonomie in Warschau und New York und schloss es 1999 mit einem Master of Arts ab. 2004 promovierte Michal Grajek an der Humboldt-Universität zu Berlin zum Thema Network Effects, Compatibility, and Adoption of Standards: Essays in Empirical Industrial Economics.

Grajek arbeitete von 2002-2006 am Wissenschaftszentrum für Sozialforschung Berlin am Institut für Wettbewerbsfähigkeit und industriellen Wandel. Außerdem nahm er an einem Forschungsprojekt zum Thema Internet Economy teil, welches vom Bundesministerium für Bildung und Forschung gefördert wurde.

Grajek forscht zu den Themen Technologiewahl, Netzwerkdynamik sowie Marktverhalten und -leistung im Kontext von Informations- und Kommunikationstechnologien.

Seit Januar 2007 ist Michal Grajek Assistant Professor für Ökonomie an der European School of Management and Technology in Berlin.



## Wojciech Stamm as. Lopez Mausere

Der 1965 in Danzig geborene Stamm entdeckte seine Leidenschaft für das Schreiben bereits in seiner Jugend. Seit Beginn der 80er Jahre in Deutschland lebend, zog es ihn 1993 nach Berlin. 2001 gründete er den „Club der polnischen Versager“ in Berlin-Mitte, wo regelmäßige Lesungen polnischer Dichter/Autoren und auch andere kulturelle Events mit polnischem Hintergrund stattfinden. Stamm hat – sowohl als Redakteur, als auch als Herausgeber – an diversen Zeitschriften mitgearbeitet, so z.B. Ende der 90er an der polnischen „Brulion“. Stamm ist zudem seit geraumer Zeit als Kulturmanager und Kurator tätig. Vor allem aber widmet er sich seinen Erzählungen und Kurzgeschichten, die auch auf Deutsch erscheinen. Wojciech Stamms Schreibstil ist voller Ironie und Humor – er liebt es, Alltagsgeschehnisse ins Absurde zu entheben.



Bestes Beispiel ist ihre Arbeit „Polish Wife“, eine Mischung aus Malerei, Internet und Fotografie, die sich als Gesamtwerk mit den unterschiedlichsten Themen auseinandersetzt.

## Hagen Schulz-Forberg

Hagen Schulz-Forberg wurde 1971 in Berlin geboren. Zwischen 1991-1996 studierte er Geschichte, Philosophie und Englisch an der FU in Berlin und ging im folgenden Jahr nach Oxford, um dort seinen Master in moderner europäischer Geschichte zu machen. Während seiner Promotionszeit in Florenz 1998-2002 arbeitete er als wissenschaftlicher Mitarbeiter am Europäischen Hochschulinstitut (EHI). Schulz-Forberg war außerdem als Berater für eine internationale Menschenrechtsorganisation in Genf, für den Europarat sowie die FAO tätig. Seine Forschung kreist um die Themenfelder Journalismus, Medien und Europa. Schulz-Forberg ist Professor an der Universität Aarhus und stellvertretender Vorsitzender des FORUM46.



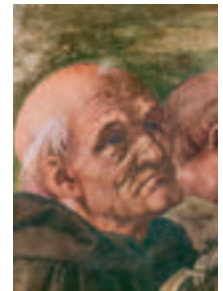
## Dan Sperber

Der 1942 geborene Franzose ist Linguist und Anthropologe und lehrt am CNRS in Paris. Sperber entwickelte Mitte der 80er Jahre gemeinsam mit seiner britischen Kollegin Deirdre Wilson die in der Sprachphilosophie anerkannte Relevanztheorie. Er ist der Autor von Rethinking Symbolism, On Anthropological Knowledge und Explaining Culture. Sperbers Theorien sind kontrovers diskutiert worden, aber zweifelsohne ein wichtiger Beitrag für die sprachwissenschaftliche Forschung. Im Laufe seiner Karriere hielt er viele Gastprofessuren an vielen bedeutenden Universitäten, u.a. in Cambridge, Princeton, Michigan, Bologna und vielen anderen Städten in der ganzen Welt.



## Giovanni von Fiesole (Fra Angelico)

Fra Angelico (eigentlich Fra Giovanni da Fiesole, auch Beato Angelico, Guido di Pietro oder Giovanni da Fiesole; \* um 1387 in Vicchio di Mugello bei Florenz, † 18. Februar 1455 in Rom) war ein italienischer Dominikanermönch und Maler der Frührenaissance. Als Guido di Pietro wurde er um 1387 (nach anderen Quellen um 1400) in Vicchio di Mugello bei Florenz geboren. Im Alter von 20 Jahren trat er dem Dominikanerkonvent in Fiesole bei und nannte sich Fra Giovanni da Fiesole. Als Maler wirkte er nachweislich ab 1417 in Florenz, Rom und Orvieto, vor allem für die Kirchen und Klöster seines Ordens. Seine Bilder wurden vom Werk Masaccios und von der in Italien neu aufkommenden Zentralperspektive beeinflusst. Seine Kompositionen zeichnen sich durch klassische Einfachheit aus; die Figuren, die er in seinen religiösen Bildern in leuchtend verklärten Farben darstellte, wirken leicht und schwerelos. Fra Angelico starb am 18. Februar 1455 in Rom. Er wurde in der Kirche Santa Maria sopra Minerva begraben. Die Grabplatte zeigt ein Relief von Fra Angelico in seiner Mönchskutte. Er wurde 1982 von Johannes Paul II. selig gesprochen und gilt als Patron der christlichen Künstler. (Abb.: Raffael, Portrait von Fra Angelico, 1508 - 1511, Detail aus Disputa del Sacramento in den Stanza della Segnatura im Vatikan).



## Anna Krenz

1976 in Poznan/Polen geboren, studierte Krenz in Polen und London Architektur. Bereits während ihres Studiums arbeitete sie als Journalistin für diverse Architekturmagazine in Polen und ist seit Beginn 2000 Leiterin der Designgruppe Sinus\_3, die sich mit Architektur und Ökologie beschäftigt. Nach ihrem Abschluss ging sie 2003 nach Berlin und eröffnete eine Galerie mit dem Schwerpunkt auf osteuropäischen KünstlerInnen – das ZERO.projekt. Anna Krenz ist eine Künstlerin, die sich nicht in Schubladen pressen läßt. Sie arbeitet mit den unterschiedlichsten Medien zu aktuellen, sie beschäftigenden Themen.



**Hans-Ulrich Mittmann**

1942 in Berlin geboren, studierte Hans-Ulrich Mittmann an der Freien Universität Berlin Physik. 1971 promovierte er auf dem Gebiet der physikalischen Chemie. Zwischen 1971 – 1973 war Mittmann als wissenschaftlicher Mitarbeiter am Hahn-Meitner-Institut tätig, bevor er 1974 begann, für die Bundesanstalt für Materialforschung und -prüfung (BAM) zu arbeiten. Seit Mitte der 80er Jahre leitet er die Abteilung für Infrastrukturaufgaben bei der BAM. Darüber hinaus ist er Vorsitzender des Deutschen Akkreditierungsrates (DAR) und vertritt diesen in deutschen und internationalen Gremien. Hans-Ulrich Mittmann ist Verfasser von zahlreichen Artikel- und Buchpublikationen.

**Christoph Herrmann**

Christoph Herrmann war nach seinem BWL-Studium in Passau und London und der sich anschließenden Promotion zunächst als Manager im Industrie- und Dienstleistungsbereich tätig. Seit 2003 ist er Managing Partner von hm + p (Herrmann, Moeller + Partner), einer auf Fragen des Innovationsmanagements spezialisierten Unternehmensberatung mit Sitz in Frankfurt/Main und München. Der Diplom-Kaufmann arbeitete in führender Position für Markenartikler und Agenturen. Er war Gastprofessor an der ät der Künste Berlin und hat mehrere Bücher im Bereich strategische Markenführung sowie Trend- und Designmanagement veröffentlicht.

**Timothy Garton Ash**

Der 1955 in London geborene Timothy Garton Ash absolvierte ein Studium der Geschichtswissenschaft an der Universität Oxford. Zu Beginn der 80er Jahre zog es ihn nach Berlin, wo er an seiner Dissertation über „Berlin and the Nazis“ arbeitete. Garton Ash ist nicht nur für sein spezielles Interesse an Deutschland, sondern für seine umfassende Auseinandersetzung mit Europa bekannt. Der Historiker und Schriftsteller hat bislang acht Bücher mit politischem Hintergrund veröffentlicht, darunter das in Deutschland bekanntere Werk „Im Namen Europas“. Garton Ash ist Direktor des European Studies Centre am St. Anthony College in Oxford.



Qualität kommt von Qual.



# Titelthema

Qualität

## Planen. Machen. Prüfen. Handeln.

von Wolf Lotter

**Standards und Normen regeln Gutes und Schlechtes, vertragen sich aber nicht mit dem Neuen. Welche Regeln brauchen wir, wenn das Neue zur Normalität wird?**

### 1. Was Meister Wissen

Die meisten Kreativen und Erneuerer haben eine seltsame Religion. Sie glauben, dass die Norm sie behindert, ihr Werk erdrückt. Der Standard, die Normalität, ist ihnen verhasst. Die Regeln der alten Welt verachten sie, und keinesfalls wollen sie neue Regeln schaffen, um Nachkommenden zu ersparen, worunter sie selbst zu leiden haben: am Bestehenden gemessen zu werden.

Das ist nett, aber dumm, wenig zielführend und wahrscheinlich ein wichtiger Grund, warum so vieles Neue so schnell den Bach hinuntergeht. Wer weiß, dass er es besser kann, schafft einen neuen Standard, der sich an bestehenden Normen und Regeln messen muss. Wer das nicht will, bleibt lieber zu Hause oder lernt: You have to know the rules to break them.

Wir wissen nicht, wie viele Tempel und Häuser einstürzten, weil ihre Erbauer nicht über Standards nachdachten. Fakt ist, dass die, die es taten, Dinge schufen, die wir heute noch bestaunen. Das Werk der ägyptischen Pyramiden-Baumeister folgte bis ins Detail festgehaltenen technischen Regeln. Anders, diese Erfahrung hatten die frühen Meister der ägyptischen Industrienorm gemacht, hielt der ganze Krempel nicht.

Gern glaubten die frühen Dom-Baumeister des Mittelalters, das Werk zum hehren Ziel ließe sich

allein mit Gottes Hilfe in die Höhe ziehen. Doch wo Inspiration die Regeln der Statik missachtet, türmte sich bald eine Schutthalde. Derart geläutert, setzten die Dom-Baumeister sich und ihren Arbeitern strenge Regelwerke auf. Selbst die Gestaltung der Kunstwerke in den Kathedralen folgte Normen. Der Meister wurde zum Inbegriff des Künstlers: Er verwendet den Standard und verbessert ihn. Er zertrümmert ihn nicht. Er schafft Neues, weil er die Normalität vor Augen hat. Ohne die Normalität ist er nichts. Nur die Tatsache, dass er sich über die Norm erhebt, macht ihn außergewöhnlich. Oder anders: Wer die Regeln nicht kennt und anwendet, kann sie nicht verbessern. Wo der Standard fehlt, in der Technologie gleichermaßen wie in der Kunst, ist das Außergewöhnliche, das Kreative, nicht mehr wahrnehmbar. Wer alle Regeln vergisst, der nimmt sich gleichsam das Maß, an dem er sich messen will und damit seine Identität. Warum nur macht uns der Motor aller Qualität, die Norm, so zu schaffen?

Warum hassen wir die Regeln so?

### 2. Neue Standards verwenden

Dass Normen uns zur Last fallen, liegt nicht unerheblich an der Arbeitsteiligkeit, die die Industriegesellschaft mit sich brachte. Bis dahin arbeitete die agrarisch-feudale Gesellschaft nach festen, aber selten festgehaltenen Regeln, nach Traditionen, also nach erzählten und von Generation zu Generation weitergegebenen Vorschriften.

Jeder verfügte über die zur Abwicklung seiner Tätigkeiten notwendigen Normen und Stan-

dards, deren Ziel die Einhaltung einer allgemeinen Qualität ist – wobei es nicht nötig war, über den eigenen Tellerrand zu gucken. Weil Massenproduktion kaum eine Rolle spielte, konnte sich jeder die Qualitäten schaffen, die er für richtig hielt.

Mit der Industrialisierung konnte man das vergessen. Erstens schaffte es zunehmend kein Arbeiter mehr, alle Bestandteile einer Ware – etwa einer Maschine – selbst anzufertigen. Damit verlor sich auch die Fähigkeit, die Produktqualität selbst zu kontrollieren, so wie sich auch die schöpferische Kraft, die Kreativität, nun vorgegebenen Normen unterwarf und das Handwerk, das Mittel zum Zweck, nach vorgefassten Methoden abzulaufen hatte. Qualität wurde zum Kalkulationsfaktor. Es galt nun nicht mehr, das der jeweiligen Situation und den individuellen Anforderungen Bestmögliche zu schaffen, sondern eine für die Anwendung langfristig verbindliche Regel der Gestaltung zu entwickeln.

Was bis dahin normal war, nämlich, dass der Schöpfer die Gesamtqualität seines Werkes beurteilen konnte, wurde durch abstrakte Regeln ersetzt: Standards und Normen, wie dieses und jenes Werkstück beschaffen sein musste, das wiederum, aus vielen einzelnen Stücken zu einem Ganzen gefertigt, neue Qualitätsnormen schuf.

Die Entfremdung der Arbeit in der Industriegesellschaft war damit gleichsam auch die Entfremdung der Arbeiter von der Regel, also der Normalität, die Qualität der eigenen Arbeit selbst zu wählen und zu beurteilen.

Von da an war es ein Katzensprung bis zum Taylorismus, der nach dem amerikanischen

Arbeitswissenschaftler Frederick Winslow Taylor benannte Prozess, der jeden Handgriff des Arbeiters auf die Sekunde genau vorbestimmte – und damit den Menschen zur flexiblen Maschine mutieren ließ. Henry Fords Fließbandfabriken der frühen Automobilisierung waren bei weitem nicht so schrecklich wie die von Taylor erdachten Arbeitsnormen, aber immerhin so eintönig, dass in den großen Ford-Werken nur einer von zehn Arbeitern länger als ein Jahr blieb. Erst als Ford den Achtstundentag einführte und die Löhne für die Arbeiter mit fünf Dollar am Tag gegenüber den Konkurrenten verdoppelte, konnte der für die Existenz des Unternehmens stets bedrohliche Mangel an Arbeitskräften beseitigt werden. Die Unfreiheit der Normierten war zugleich aber die Freiheit jener, die sich dank Standards und Normen aus ökonomischen Abhängigkeiten befreien konnten.

### 3. Ohne Norm kein Lohn

In der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts, dem Beginn der Massenindustrialisierung also, gab es ein unglaubliches Wirrwarr an Formaten und Größen innerhalb einer Produktgruppe. In England, wo die ersten Eisenbahnlinien entstanden, verfügte jeder Anbieter über eine eigene Spurbreite. Maschinen und ihre Bestandteile waren in ihren kleinsten Teilen auf die Erfordernisse der Produzenten abgestimmt. Das mochte anfangs noch Zufall und Planlosigkeit sein, war aber in wenigen Jahren zum Kalkül der Hersteller geworden. Ersatzteile für Maschinen, selbst wenn es sich um einfache Bolzen und Schrauben handelte, gab es nur beim „Original-Hersteller“.

Die Norm kam durch die ökonomische Befreiung in die Welt. In den siebziger Jahren des 19. Jahrhunderts, dem Jahrzehnt des Liberalismus und des Freihandels, entwickelten in Deutschland staatliche Stellen verbindliche Normierungen: zuerst für Werkstoffe und chemische Verbindungen, dann für Eisen und Stahl, schließlich auch für Prüfbedingungen, mit denen sich Qualität messen ließ, was den Mechanisch-Technischen Versuchsanstalten zukam. Der Verein Deutscher Ingenieure, 1856 gegründet, wurde zunehmend zum Expertengremium für die Stan-

dardisierung von Roh- und Werkstoffen und der Normierung ihrer Bearbeitung. Die bis heute für deutsche Produkte weltweit als Synonym genutzten Begriffe wie Zuverlässigkeit, Wertarbeit und höchste Qualität sind unmittelbare Folgen der Standardisierungs- und Normierungspolitik der deutschen Wirtschaft.

Made in Germany war 1887 als Stigma gegen deutsche Waren vom britischen Parlament eingeführt worden. Weil minderwertige, englischen Originalen nachgeahmte Ware nach Großbritannien strömte, mussten alle Waren aus dem Deutschen Reich diesen Warnhinweis tragen. Doch beim Angeklagten hatten sich die Verhältnisse grundlegend geändert: Aus planlosem Pusch wurde planvolle, strenge, berechenbare Norm. Deutsche Produkte übertrafen noch vor der Jahrhundertwende die bis dahin als Maß der Qualitätsdinge geltenden britischen Produkte. Made in Germany wurde zum bedeutendsten Qualitätsmerkmal industrieller Produkte im 20. Jahrhundert. Die nach klaren Standards und Normen gefertigten Produkte waren berechenbar gut. Sie entzogen sich der bis dahin herrschenden Beliebigkeit der Qualitätsgüte. Was im viktorianischen Freihandels-Paradies England ungewollt zu einer Neudefinition deutscher Produkte führte, setzte sich auch im Rest der Welt gegen alle Zoll- und Handelshindernisse durch. Die Rolle Deutschlands als führende Wirtschaftsmacht verdankt es seinen konsequenten Standards und Normen, die bald zum Vorbild der ganzen industrialisierten Welt wurden.

### 4. Standards schaffen Macht

Länder, die sich der Standardisierung ihrer Waren entziehen mit dem Ziel, ihre eigene Norm zur wichtigsten, führenden Regel für die Produktgestaltung und -güte zu machen, haben das Nachsehen. Die USA lebten im 19. Jahrhundert von und für sich. Im 20. Jahrhundert wurden die Defizite durch mangelnde Qualität – die Folge klarer, verbindlicher Normen und Standards in anderen Ländern – für den Außenhandel immer offensichtlicher.

In den zwanziger Jahren begann der Handelsminister und spätere Präsident Herbert Clark

Hoover systematisch den Ausbau staatlicher Normierungsstellen, die dem Vorbild des 1917 gegründeten Deutschen Instituts für Normung e. V. nacheiferten – dem Hüter und Bewahrer der mächtigen Deutschen Industrienorm (DIN), in dem heute in mehr als 4600 Arbeitsausschüssen 28500 Experten Normen ausarbeiten und verteidigen.

Die Normierung und Standardisierung amerikanischer Produkte erwies sich selbst in Zeiten der tiefsten Weltwirtschaftskrise als so erfolgreich, dass ab Mitte der dreißiger Jahre Hoovers Amtsnachfolger in der Präsidentschaft, Franklin Delano Roosevelt, die Normierung und Standardisierung zu einem der wichtigsten Eckpfeiler seiner New-Deal-Politik machte.

Die technische Regel ist dabei dem Gemeinwohl verpflichtet. Dafür gibt es sogar eine eigene DIN-Norm, Nummer 810: „Normung ist die planmäßige, durch die interessierten Kreise gemeinschaftlich durchgeführte Vereinheitlichung von materiellen und immateriellen Gegenständen zum Nutzen der Allgemeinheit.“

In Japan entwickelte sich das zentralistische MITI (Ministry of International Trade and Industry), das als Zentralstelle die Normierung und Qualitätssicherung japanischer Produkte straff organisierte und damit Japan, bis in die fünfziger Jahre keineswegs ein für Produktqualität bekanntes Land, zusammen mit Deutschland an die Spitze der Qualitätsnationen katapulierte.

Die Japaner bedienten sich einer neuen Taktik: Sie passten ihre Produkte den bestehenden Normen-Reichen – dem amerikanischen und den europäischen Märkten – an. Sie versuchten nicht, mit eigenen Normen und Standards den Gegner anzugreifen, sie kopierten seine Vorlagen. Das ist hocheffizient, weil es teuer ist, eigene Normen und Standards durchzusetzen. Auf guter Grundlage verbesserten japanische Entwickler damit ganze Technologiezweige: die Halbleitertechnik, die Automobilindustrie und die Unterhaltungselektronik. In allen drei Sparten konnte Japan durch die Akzeptanz fremder Vorlagen, Standards und Normen damit in die

oberste Liga vorstoßen, ohne dass der wirtschaftliche Gegner mehr dagegen hätte aufbieten können als kurzfristige Schutzzölle und beleidigtes Embargo-Gemauschel.

Alle japanischen Unternehmen machten dabei in einer konzertierten Aktion mit. Dem Gemeinwohl verpflichtet.

Gemeinwohl? Das muss man nur richtig verstehen. Gemeint ist nationales wirtschaftliches Interesse oder das Interesse der drei mächtigen Wirtschaftsblöcke der Triade, geführt von den USA, Deutschland und Japan.

## 5. Den Standard richtig nutzen

Wo immer es möglich scheint, versuchten die Normen-Supermächte ihren Konkurrenten am Weltmarkt die eigenen Regeln aufzudrängen.

Standard und Norm waren die schärfste Waffe in den Wirtschaftskriegen des 20. Jahrhunderts. Ihr Einsatz konnte moralisch gerechtfertigt werden, ganz anders als etwa bei der Einführung von Schutzzöllen gegen ausländische Importe. Der Konkurrent passte sich nicht an und gefährdete mit seinen eigenen Normen und Standards das Gemeinwohl. Von den vierziger bis in die achtziger Jahre dauerte etwa die Auseinandersetzung zwischen den USA und Europa über die Frage, ob Schrauben und Gewinde international mit metrischen Maßen ausgestattet werden sollten. Inch oder Zentimeter? Fuß oder Meter? Meile oder Kilometer, Pfund oder Kilo? All das ist noch in unserer Welt, die manchmal glaubt, sie sei aus einem Guss.

Funktionieren die Standard-Kriege der Triaden noch? Werden die internationalen Gremien für Normen wie ISO weiterhin von Lobbyisten aus Washington, Brüssel und Tokio bestürmt? Es scheint fast so, als ob die Staaten, lange Zeit Hüter der Normen zur Durchsetzung des „Gemeinwohls“, also nationaler Interessen oder politischer Bündnisse wie der EU, diese Haltung aufgegeben haben. Im Vorjahr legte Carl Cargill, Manager des Computerkonzerns Sun Microsystems, dem Wissenschafts-Komitee des US-Repräsentantenhauses seine Einschätzung der Standard- und Normenfrage „Heute und in Zukunft“ vor. Cargills Analyse: „Es ist wichtig,

Standards richtig zu nutzen, nicht sie zu schaffen.“ Ausgerechnet die bei uns als techniklahm verschriene Europäische Union habe da die richtige Politik, so Cargill „die Europäer haben es aufgegeben, bei Informationstechnik neue Standards schaffen zu wollen. Sie nehmen brauchbare Normen und ziehen sie durch. Das ist der genutzte Standard, eine Norm, die sich – wie bei GSM – viel schneller verbreitet“. Diese Einsicht war für die Amerikaner schockierend – wenn gleich alles andere als ein Staatsgeheimnis. Das Deutsche Institut für Normung in Berlin definiert in Broschüren und auf ihrer Website klar die Strategie deutscher Normungsbemühungen auf dem Weltmarkt: Zur Erreichung des Ziels, „flächendeckende und/oder schnelle Präsenz auf den globalen Märkten“ bestehe die Strategie darin, „eigene Technologie in die internationale Normung einfließen zu lassen und damit am Schlüssel zum Exportmarkt selbst mitzuwirken.“

Tatsächlich scheint die europäische Industrie ihre Versuche aufgegeben zu haben, amerikanischen Normen und Standards eigene Entwicklungen entgegenzusetzen – wie dies etwa bei Computersystemen in den sechziger und siebziger Jahren unter Milliardenverlusten der Fall war. Das japanische Modell, „Kopiere die Norm, akzeptiere den Standard“, ist auf Sicht erfolgreicher und vor allem günstiger.

## 6. Die Kriege der Standards

Vor einem Jahr veröffentlichten die Technische Universität Dresden (TUD) und das Fraunhofer-Institut für Systemtechnik und Innovationsforschung eine bemerkenswerte Studie über den Nutzen der Norm: Über 30 Milliarden Mark jährlich, das haben die Forscher errechnet, beträgt der volkswirtschaftliche Nutzen durchgehender Normung. Tatsächlich „beeinflussten Normen das Wirtschaftswachstum stärker als Patente und Lizenzen“, die gemeinhin als Treibstoff Gewinn bringender Innovation und Standardisierung gesehen werden.

Doch Regeln können auch hemmen. Lawrence Eicher, Generalsekretär der ISO in Genf, ist dann bei seinem Lieblingsthema: „Standards Wars – Krieg der Standards“. „Die erste Regel lautet:

Der freie Markt regiert die Welt. Die zweite Regel heißt: Standardisierung widerspricht den natürlichen Regeln des freien Marktes.“ Der freie Markt erzeugt unablässig Neues, vielseitig und wechselnden Konsumentenwünschen angepasst. Er zwingt zur dynamischen Produktion, in der fast jeder Standard in kurzer Zeit überholt wird. Eicher glaubt, dass die internationalen Normen und Standards zu den „wichtigsten Regulatoren eines völlig freien Marktes werden, wichtiger als der Staat und jedes andere Abkommen“. Die Norm ersetzt die Regierung. Wo aber Normen und Produktzyklen rasch wechseln, sinkt die Qualität: Fehler entstehen, und das alte Festschreiben von Standards für viele Jahrzehnte taugt nichts mehr. Je mehr Dienstleistungen und Managementfähigkeiten in die Produktion einfließen, desto wichtiger wird es, Normen und Standards zur Qualitätssicherung permanent weiterzuentwickeln. Der amerikanische Standard-Vordenker W. Edward Deming entwickelte in den fünfziger Jahren den nach ihm benannten Deming-Kreis, das PDCA-Modell, das die Grundlage qualitätssichernder Standards wie der ISO 9001 darstellt: Plan-Do-Check-Act – plane, mache, prüfe, handle – und dann wieder von vorn – ein permanenter Kontrollprozess, bei dem der Standard nur mehr Ausgangspunkt der Qualität ist. Diesem Prinzip folgen praktisch alle Dienstleistungs- und Wissensunternehmen, allen voran die Software-Hersteller: Von einem Standard ausgehend, werden nach jedem PDCA-Durchlauf neue Varianten und Versionen entwickelt, fehlerfreier als ihre Vorgänger, zugleich aber auch funktionaler. Dennoch verlassen die Versionen nicht die Ebene des ihnen zugrunde liegenden Standards.

## 7. Die Normen der Gesellschaft

Software ist reiner Code, ein Standard, eine Norm. Nicht mehr das Produkt unterliegt einer Regel, einer Norm, wie es beschaffen sein soll, sondern der Standard wird selbst zum Produkt oder wenigstens zu seinem wichtigsten Be-

standteil. Je stärker ein Industriekonzern, so die Geschichte, seine Norm zum Standard machen kann, desto größer wird seine Marktmacht. Was für die Industriegesellschaft richtig war, gilt in der Wissensgesellschaft nicht mehr. Was ist das Internet? Ein Standard namens TCP/IP.

Augenfällig wurde das mit dem Industriestandard, den der Computerkonzern IBM 1981 mit seinem Personal Computer System etablierte. Innerhalb kürzester Zeit setzte sich der aus den Partnern Microsoft (Software und Betriebssystem) und IBM (Komponentenplanung) entwickelte Standard durch, übrigens zum Teil gegen eigenständige Bemühungen der Betreiber selbst. Zum Zeitpunkt, als Microsoft zum Standard- und Normenherrscher bei Betriebssystemen wurde, also um das Jahr 1982 mit MS-DOS, investierte Microsoft enorme Beträge in einen Standard für Heimcomputer, den so genannten MSX-Standard (Microsoft Extended Basic).

Der damalige Vizepräsident von Microsoft, Kazuhiko Nishi, trommelte die wichtigsten Unternehmen der japanischen Computerindustrie zusammen: Canon, Casio, Fujitsu, Hitachi, JVC, Kyocera, Matsushita, Mitsubishi, Nippon General, Sanyo, Sony, Toshiba und Yamaha tragen ab 1983 den Heimcomputer-Standard, dazu unterstützen ihn die amerikanische Spectravideo, deren Gründer Harry Fox und Alex Weiss als Ideengeber des neuen Standards gelten, und der niederländische Philips-Konzern. Es ist eines der größten und mächtigsten Konsortien, die jemals in der Informationstechnik zusammengefunden haben. Die MSX-Betreiber bringen in einem Jahr mehr als zwei Dutzend Computer auf den Markt, die technisch den bekannten Heimcomputern vom Schlage eines Commodore oder Atari weit überlegen sind und auch die Qualität des PC-Systems von IBM und Microsoft in Frage stellen.

Dennoch kann sich der Standard nicht durchsetzen, ist bereits 1985 wieder tot, erdrückt vom übermächtigen Industriestandard der IBM, der das Unternehmen fast ruiniert. Widersprüche? Keineswegs. Die Standardisierung des Personal Computers in einige wenige überschaubare Komponenten mit genormten Anschlüssen und standardisierten Betriebssystemen ist so sim-

pel, dass sie von hunderten, tausenden Unternehmen übernommen wird. Es ist ein Standard, der Ein-Mann-Unternehmen ebenso die Möglichkeit zur Marktteilnahme gibt wie mächtigen Computerkonzernen. Wer einen Schraubenzieher, einen LötKolben und einen Werk Tisch besitzt, kann Computerproduzent werden.

Genormte Komponenten gibt es überall und in reicher Auswahl. Dass IBM von seinem Standard nicht profitierte, sondern im Gegenteil eine schwere Krise durchmachte, lag aber nicht am Potenzial des Standards, sondern schlicht an den vergebenen Chancen des Konzerns, der trotz des fulminanten Erfolges seines Weltstandards große Systeme favorisierte und zugleich eine Hochpreispolitik verfolgte. Doch die Chancen waren erkannt. Ein Standard in der Informationstechnik schien nach dem Blitzkrieg-System zum Erfolg zu werden: möglichst schnell möglichst viele Leute mit den genormten Systemen versorgen, um dann den eigenen Standard zur Marke zu erheben und dadurch die Macht zur Steuerung des Marktes zu erlangen. Das war das Muster, das Marc Andreessen und Jim Clark bei der Einführung des Internet-Browsers Netscape Navigator verfolgten und das Microsoft bald kopierte. Sind ausreichend Kopien am Markt, ist der Standard mal durchgesetzt, dann können kompatible Produkte nachgereicht werden. Der Standard des Browsers ist nur der Köder. Der Haken ist die Lizenz, der auch die verschenkte Software schützt. Ist erst mal genug davon auf dem Markt und der davon abhängig, muss sich der Standard-Fürst nur mehr mit der Frage des Pricings beschäftigen.

Es ist klar, welches Ziel damit verfolgt wird: Defakto-Monopolisierung durch den Standard.

### 8. Open source: Mythos der offenen Norm

Der Standard ist der Code, der Code ist Macht – und dagegen, so scheint es, kann niemand etwas ausrichten. Das wurmte schon in den siebziger Jahren den amerikanischen Software-Ingenieur Richard Stallmann so sehr, dass er begann, die von ihm entwickelte Software zu verschenken, genauer, eine „öffentliche Lizenz“ für seine Programme auszugeben (Public Li-

cence). Die Free Software Foundation, die Stallmann ins Leben rief, hatte sehr einfache Prinzipien: Der Standard, der Code oder die Ausgangsquelle (Source) ist Allgemeingut. Jeder kann ihn nutzen. Es gibt nur zwei eiserne Regeln. Neue Produkte, die auf diesem offenen Standard, der Open Source, beruhen, dürfen nicht durch Lizenzen – die Standards monopolisieren – beschränkt werden. Und, was meist bei der Euphorie rund um Open Source vergessen wird: Jeder kann an der Quelle herumbasteln, solange er den Normen und Standards folgt.

Stallmans Open-Source-Idee war nett gemeint und bewies sich mit dem Anfang der neunziger Jahre durch eine weltweite Programmiergemeinschaft in die Welt gebrachten Linux auch als lauffähig. Doch die eigentliche Zündkraft der Open-Source-Idee liegt nicht in der durch keine Lizenz eingeeengten Nutzungsmöglichkeit und in der von politischen Gefühlen und Mystifizierungen getriebenen Open-Source-Gemeinde, die im Netz gern und oft von „Software-Demokratie“ und „antiautoritärer Grundrichtung“ schreibt. Wer die euphorischen Lobhymnen auf Open Source liest, der findet nur selten einen Hinweis darauf, was das wirklich Entscheidende an der Idee Stallmanns ist: höchste Qualitätssicherung, kompatibel zur Wissensgesellschaft.

### 9. Kathedralen und Basare

Beschrieben hat das vor vier Jahren der amerikanische Programmierer und Autor Eric S. Raymond in einem der wohl wichtigsten Aufsätze der Wissensgesellschaft: „The Cathedral and the Bazaar“, die Kathedrale und der Basar. Normen und Standards als Grundlagen der Qualitätssicherung gliedern sich nach Raymond in zwei Lager: die klassische, die von Unternehmen wie Microsoft vertreten wird und die Raymond die Kathedralen-Methode nennt. Dabei werken einige Meister auf der Grundlage ihrer Standards und Normen am Bau eines Doms aus Bits und Bytes. Stein für Stein schichten sie auf, wobei sie zwar die Statik, also die technischen Grund-

lagen, beachten, im eigenen Interesse aber die Regeln stets neu formulieren, um sie für Dritte unzugänglich zu machen. Der Standard, der dabei entsteht, bleibt undurchschaubar wie der berühmte-berühmte geheime Quellcode von Microsoft Windows. Weil der Kreis der Wissenden klein ist und klein gehalten werden muss, braucht man sehr lange, um Fehler zu entdecken. Die Qualitätssicherung ereignet sich nur hinter verschlossenen Türen und in zähem Tempo.

Bei der Basar-Methode hingegen einigen sich Experten ohne Zugangsbeschränkung auf einen Code, einen Standard, den sie als Grundlage für ihr Software-Produkt – oder Wissensprodukt – wählen. Ihr erster gemeinsamer Nenner ist ihre Sprache, die des Standards, des Codes. Selbst wenn nur wenige Experten an diesem offenen Standard arbeiten, veröffentlichen sie jede ihrer Entscheidungen im Internet. Das heißt nicht, dass jede Entscheidung endlos diskutiert wird und jeder wild draufloexperimentieren kann. Das heißt, ganz wichtig, dass die Entscheidungsprozesse transparent sind. Release early, Release often, das ist nach Raymond das Grundprinzip, mit dem komplexe Wissens-Systeme wie Software höchste Qualität erlangen.

Früh veröffentlichen und transparent machen – und jede Änderung ebenfalls der Öffentlichkeit zugänglich machen. In diesem Normungsprozess spielen Nichtexperten, alias Kunden, eine entscheidende Rolle: Sie geben Tipps und Anregungen für die Gestaltung der Software, ihre Verständlichkeit, ihr Design.

Experten im Open-Source-System sind Informationsmanager, die dem Deming-Kreis folgen: planen, machen, prüfen, handeln. Ein Prozess, der eine Demokratisierung der technischen Produktion ziemlich nahe legt.

## 10. Regeln kennen, Regeln brechen

Mag sein, dass die permanente, fließende Entwicklung von Normen und Regeln nicht bloß technische Standards verändert. Es ist wahrscheinlich, meint Lawrence Eicher, ISO-Chef, dass da noch viel mehr drin ist: „Neue, permanent verbesserte Standards werden die traditionelle Politik ersetzen.“

Statt einmal gesetzte Normen und Regeln – Ge-

setze und Verordnungen – für unbestimmte Dauer einzusetzen und dann zu Tode zu reformieren, obgleich sie schon lange nichts mehr taugen, nimmt die Öffentlichkeit permanent am Änderungsprozess der Regeln teil. Das passiert nicht chaotisch, sondern wieder nach einer Regel, einer Norm, etwa der, dass bestimmte Vorhaben einer Regierung dem Volk regelmäßig zur Abstimmung vorgelegt werden. Das ist die richtige Antwort darauf, dass in unserer Welt mehr Informationen zur Verfügung stehen als in jeder Zeit zuvor. Der Information-Overflow, das Ertrinken in zu viel Informationen, ist eine Folge des Wasserstandes, den die bestehenden Normen und Regeln in Gesellschaft und Politik vorgeben. Wir haben nicht zu viele Informationen, wir haben zu wenige Standards, um aus ihnen brauchbares Wissen zu machen. Die Standards und Normen der Politik sind nicht auf schnelles Verändern ausgelegt.

In der Schweiz ist das üblich. Dort stimmt der Bürger schon seit Jahren etwa über die Frage ab, ob sein Land nun der Europäischen Union beitreten soll oder nicht. In jeder Abstimmung gibt es neue Fakten, die für und gegen einen Beitritt sprechen. Die Regel dahinter ist so einfach wie effizient: Überlegt euch gut, was ihr wollt. Setzt euch mit dem Neuen auseinander und wägt es gegen das Bestehende ab. Prüft es und handelt dann. Erweist sich euer Beschluss als falsch, dann macht ihn rückgängig.

Ihr macht die Regeln. You have to know the rules to break them. ----- |

## INFO

**ISO** International Organisation for Standardization. NGO mit Sitz in Genf, internationale Normungsorganisation. ISO ist vor allem bei der Entwicklung praktikabler Normen für Wissensprodukte aktiv.

**Stichprobe** Der Begriff stammt von einem der ältesten Qualitäts-Prüfungsverfahren. Um die Qualität von Korn, Getreide, Baumwolle und anderen in Säcken und Ballen verpackten Waren zu prüfen, stach der potenzielle Käufer in das Behältnis, um eine Probe zu nehmen.

**Standards und Ökologie** Die nach Standards ablaufende Produktion ist ressourcenschonender als die Individualproduktion. Bei der industriellen Fertigung von Produktion sind Rohstoffe ein weitaus wichtigerer Kalkulationsfaktor als bei der Einzelproduktion.

**Deutsche Industrienorm, DIN** Vom Deutschen Institut für Normung e. V., das 1917 gegründet wurde, herausgegeben. „DIN-Normen sind Regeln der Technik. Sie dienen der Rationalisierung, der Qualitätssicherung, der Sicherheit, dem Umweltschutz und der Verständigung in Wirtschaft, Technik, Wissenschaft, Verwaltung und Öffentlichkeit“ und sollen überdies beitragen, Handelshemmnisse abzubauen.“ (DIN-Selbstdarstellung auf der Website)

**ANSI** American National Standard Institute. Pendant zum deutschen Normungsinstitut in den USA. ANSI spielt vor allem in der Informationstechnik eine große Rolle.

Dateien, die in europäischen Unternehmen jährlich unnötig ausgedruckt werden,  
in Milliarden Seiten: **696**

Geschätzte Kosten durch diese unnötigen Ausdrücke,  
in Milliarden Euro: **1,4**

Weitaus mehr als nur Zahlen.

---

Das Wirtschaftsmagazin brand eins.  
Jetzt abonnieren: [www.brandeins.de](http://www.brandeins.de)





*Ich hatte die Karte genau studiert, konnte aber den Weg, auf dem ich fuhr, nicht identifizieren  
Jerzy Kosiński – „Schritte“*

Tag für Tag saß er auf der kleinen Mauer vor unserem Haus. Wenn ich morgens ans Fenster ging, war er immer schon da, ungeachtet des Wetters. Er saß da, starrte die Autos an, rauchte dabei eine Schachtel Zigaretten auf und trank fünf Dosen Bier aus.

Einmal fragte ich ihn, wozu er das mache, wozu er im Regen und bei Kälte hinausgehe und die Autos anstarre.

„Ich zähle sie“, sagte er.

„Wozu?“, fragte ich.

„Einfach so. Was sollte ich sonst tun?“

Von einer langjährigen Gewohnheit geweckt, hatte er ausgerechnet diese Beschäftigung für sich gefunden. Er entdeckte eine Art, wie er die Zeit totschiessen, schmerzlos wenigstens ein paar Stunden überdauern konnte. Dank dessen fand er eine Rechtfertigung, um aufstehen, sich zu waschen, anzuziehen und den Morgenkaffee zu trinken. Dank dessen bekam das Verlassen der Wohnung und das Nachhausekommen einen Sinn.

Jeden Tag, genau um zwölf, sammelte er seine leeren Bierdosen auf und verließ seinen Platz. Am nächsten Morgen kam er wieder – pünktlich um sieben. Die vorbeifahrenden Autos zählte er so gewissenhaft mit, als ob es seine Aufgabe, seine Pflicht wäre. Ihre Anzahl bestätigte er durch eine konkrete Zahl; dabei zündete er eine Zigarette an der nächsten an und trank ein Bier pro Stunde.

Was er tat, diente keinen statistischen Recherchen. Er versuchte niemals zu beweisen, sagen wir mal, dass donnerstags (oder an anderen Tagen) mehr Autos an ihm vorbeifahren als beispielsweise montags. Nein. Für ihn bestand der Sinn einzig darin, feststellen zu können, dass an einander folgenden Tagen niemals genauso viele Autos vorbeifahren. Der Rest interessierte ihn nicht.

Die Tage unterschieden sich voneinander um einige, vielleicht sogar ein Dutzend Autos. Gleich blieb ausschließlich die Anzahl der gerauchten Zigaretten und der getrunkenen Biere. Auch dann, wenn ich kam und mich neben ihn setzte. Er behielt nämlich den ganzen Vorrat für sich. Er bot mir nie etwas an. Er redete zwar mit mir und hörte auf, sich für die Autos zu interessieren, doch er trank und rauchte im unveränderten Tempo.

Unsere Bekanntschaft war etwas merkwürdig. Sie beschränkte sich einzig auf diese Morgen Gespräche auf der kleinen Mauer. Abgesehen davon trafen wir uns nicht. Es sei denn – zufällig, wie es unter Nachbarn ist; im Treppenhaus oder im Keller. Wir tauschten dann höfliche Grüße, aber nichts sonst. Weder besuchten wir uns gegenseitig, noch gingen wir zusammen Bier trinken; wir hatten auch keine gemeinsamen Bekannten.

Unsere Frauen schon. Sie borgten sich gegenseitig etwas aus, fragten sich nach Dingen. Sie kamen sogar zu einem Kaffee vorbei. Ein weiteres Mal bewiesen sie, dass die Beziehungen zwischen Nachbarinnen viel familiärer sind als die Beziehungen zwischen Nachbarn. Seine Frau besorgte meiner Frau einen Putzjob – schwarz. Dann noch einen und noch einen. Meine Frau half ihr dafür, Anträge zu schreiben und alle Fragebögen auszufüllen. Und wir? Wir teilten uns die kleine Mauer.

Seit ich neuerdings allein zu Hause blieb, ging ich immer öfter zu ihm hinunter. Zwar erst in der letzten Stunde seines Dienstes. Doch ich tat es gern. Um so mehr, als dass er nach mehreren Begegnungen sein Mitzählen in vier Stunden aufteilte. Ich hatte also keine Gewissensbisse, durch meine Anwesenheit seine Vergleichsbemühungen zu stören. Dank einer deutlichen

Trennung in zwei Phasen : die Phase der vier Stunden und die Phase der fünften Stunde, konnte er über ein konkretes Ergebnis verfügen, sogar wenn ich kam.

Ich setzte mich neben ihn, zündete mir eine Zigarette an und fragte:

„Wie ist's heute?“

„Viel mehr als gestern“, antwortete er. Oder: „Irgendwie wenig heute.“ Oder er sagte, es seien so und so viele weniger oder so und so viele mehr und nannte genaue Zahlen.

Und dann unterhielten wir uns, beklagten uns, erzählten uns die im Fernsehen gesehenen Sendungen sowie Geschichten, die wir gehört hatten. Überdies hatte er immer etwas Unheimliches auf Lager.

Zum Beispiel : die Geschichte vom unbemerkten Tod eines der Mieter. Niemand hatte seine Abwesenheit bemerkt, weil die Miete und die Strom- und Telefongebühren regelmäßig bezahlt wurden. Sie wurden automatisch von einem mit einer großen Summe gefüllten Konto überwiesen. Erst als die anderen Mieter beschlossen, Kabelfernsehen in ihren Wohnungen verlegen zu lassen, begannen sie, sich für ihren Nachbarn zu interessieren. Es war ihnen wichtig, so viele Personen wie nur möglich für dieses Projekt zu gewinnen, weil jeder, der dafür war, zur Kostensenkung für den Einzelnen beitrug. Die vertrocknete Leiche wurde im Sessel mit einer Zeitung in der Hand gefunden. Die Zeitung datierte von vor vier Jahren.

Von einer Frau, die seit mehreren Jahren Geld gespart hatte, um mit ihrem Enkel „hierher“ kommen zu können. Sie wollte dem Jungen, der eine Waise war, einen besseren Start sichern und so weiter. Sie sparte hartnäckig auch die klitzekleinsten Summen. Gleich nachdem sie



angekommen waren und den Bahnhof verließen, wurden sie am ersten Fußgängerübergang von einem Auto überfahren.

Oder von dem dreizehnjährigen Mädchen, das seinen Vater angezeigt hatte, weil er sie oftmals vergewaltigt habe. Sie wollte sich an ihm rächen, weil er ihr nicht erlaubte, spät nach Hause zu kommen.

Mir schien, als könnte er endlos solche schockierenden Ereignisse anführen. Wenn ich mich also entschlossen hatte, zu ihm hinauszugehen, kam ich immer mit einer Sensation nach Hause. Er sprach über den Tod aus Überarbeitung, darüber, dass es auf der Welt eine Milliarde Menschen ohne Arbeit gäbe, und dass 368 ein Vermögen besäßen, das den Einkünften der Hälfte aller Anderen gleiche; dass die Menschheit früher um eine Milliarde in einhundert Jahren zunahm, und heute in nur sieben. Er erwähnte die Finanzierung der Friedenspreise aus Geldern, die in die Rüstungsindustrie investiert würden, und darüber, dass jeder fünfte Schüler zwischen zehn und sechzehn mindestens einmal eine Pistole in die Schule mitgebracht habe.

Er rauchte, trank Bier und erzählte von Hamburgern aus Känguruhfleisch, über das Mästen von Vieh mit Zementstaub und Antibiotika. Er entsetzte durch Informationen über Antifaltencremes, die aus menschlichen Embryos hergestellt und über Potenzsüppchen, die aus Säuglingen gekocht würden. Er führte Unbehagen ein, indem er von Transfusionen mit verseuchtem Blut und der Produktion von Medikamenten auf dieser Basis erzählte; davon, dass man die finanziellen Mittel für die Bekämpfung vieler gefährlicher Krankheiten gekürzt habe. Und ich hörte ihm zu. An uns fuhren Autos vorbei, die er nicht mitzählte. Wir rauchten, jeder seine eigenen Zigaretten, wir saßen auf unserer kleinen Mauer, er trank Bier und erzählte, und ich hörte ihm zu.

Und dann zerdrückte er die letzte geleerte Bierdose und nahm sie, ebenso wie die anderen, mit. Auf dem Weg zum Haus warf er sie in immer denselben Papierkorb und wir trennten uns. Bis zum nächsten Vormittag.

Eines Tages sagte er zur Begrüßung:

„Heute waren es genauso viele Autos wie gestern.“

„Wirklich?“, wunderte ich mich.

„Ja. Es sei denn, ich habe mich geirrt.“

„Höchstwahrscheinlich“, entgegnete ich.

Wir unterhielten uns über den Film vom Vora-bend, dann erzählte er mir die Geschichte von einer Frau, die beschlossen hatte, wie eine Barbie-Puppe auszusehen. Die Chirurgen hatten schon ein Dutzend Schönheitsoperationen durchgeführt und alles sah so aus, als ob ihr Wunsch in nächster Zeit in Erfüllung gehen würde.

Am darauffolgenden Tag regnete es besonders stark. Er saß zwar auf der kleinen Mauer, aber ich hatte keine Lust, nass zu werden. Wir trafen uns erst drei Tage später.

Ich hatte nicht einmal Zeit, ihm die traditionelle Frage zu stellen. Sofort als er mich sah, rief er:

„Ich weiß nicht, was los ist. Heute waren es wieder genauso viele Autos wie gestern und vorgestern, und damals, als wir uns das letzte Mal gesehen haben.“

Er war gereizt, ungeduldig. Er und ungeduldig!

„Jeden Tag dasselbe“, sagte er. „Gestern sind sogar in der fünften Stunde genauso viele gefahren, wie in der fünften Stunde vorgestern.“

„So ein Zufall“, ich versuchte, seine Aufregung zu mindern.

„Zufall? Was für ein Zufall?“

„Na ich weiß nicht, ehrlich gesagt. Es ist eben so. Ein Zufall.“

„Ein Zufall? Was für ein Zufall?“. Er registrierte ein vorbeifahrendes Auto. „Jacques Monod war der Meinung, dass das Leben auf einem Zufall beruhe und weißt du, was er gemacht hat, als sich herausstellte, dass er todkrank war?“

„Nein.“

„Er hat Selbstmord begangen. Das Gleichgewicht der ganzen Welt stützt sich auf ein Dutzend konstanter physikalischer Größen“, sagte er, ohne die vorbeifahrenden Autos zu vergessen.

„Eine von ihnen ist zum Beispiel das Plancksche Wirkungsquantum:  $h = 6,626 \times 10^{-34}$  J/s. Wenn man irgendeine der Ziffern dieser ungewöhnlich kleinen Zahl verändern würde, könnte das Weltall nicht mehr funktionieren. Und weißt du, wie hoch die Wahrscheinlichkeit ist, dass all diese Konstanten zufällig entstanden sind?“

Ich sagte nichts. Ich sah, dass er konzentriert war, immer noch die Autos zählte.

„Es ist eine Größenordnung von 1 zu  $10^{200}$ . Erzähl mir also lieber nichts vom Zufall. Zufälle gibt es nicht.“

Eine Weile sagte er nichts. Ich setzte mich neben ihn.

„Bist du mir nicht böse, wenn ich heute bis zum Schluss mitzähle?“, fragte er.

„Nein. Natürlich nicht“, antwortete ich. „Kein Problem“, und ich blieb bei ihm.

Weil wir nicht sprachen, begann ich ebenfalls, die vorbeifahrenden Autos zu zählen. Wenn einen längeren Augenblick keines kam, sagte ich etwas in der Art:

„In dieser Stunde werden es wohl nicht genauso viele sein wie gestern.“

Aber er reagierte nicht. Bei zwanzig hörte ich auf zu zählen. Ich tat so, als ob ich weiter zählte, doch in Wirklichkeit beobachtete ich ihn. Er war sehr unruhig. Sobald das nächste Auto an uns vorbeigefahren war, blickte er nervös auf die Uhr. Er sog den Rauch seiner Zigarette ein, nahm einen Schluck Bier und fügte das nächste Auto in seine Sammlung ein. Um zwölf Uhr sprach er endlich:

„Genauso viele wie gestern. Was sagst du dazu?“

„Ich weiß nicht. Was kann das heißen? Nichts.“, ich versuchte, die ganze Sache zu bagatellisieren.

„Das ist nicht normal“, sagte er und ging, ohne auf mich zu warten, auf unser Haus zu. Unterwegs warf er seine Dosen in denselben Papierkorb wie immer und trat in den Hauseingang.

Ich blieb noch ein paar Minuten sitzen und dachte darüber nach, ob es überhaupt möglich wäre, dass vier Tage hintereinander hier genauso viele Autos vorbeiführen. Es war wenig wahrscheinlich. Also entweder irrte er sich, indem er seiner Aufregung zum Opfer fiel, oder er spielte mir etwas vor, mit einem nur ihm bekannten Ziel. Ich beschloss, am nächsten Tag mit ihm darüber zu reden.

Ich hatte ein wenig verschlafen. Als ich auf- ►

wachte, war es kurz vor elf. Ich stand auf und ging zum Fenster. Er saß, wie immer, auf seinem Posten. Seine Wache ging gerade in die letzte Stunde. Ich wollte es noch schaffen, mit ihm zu reden. Eilig wusch ich mich und zog mich an. Den Kaffee trank ich nur zur Hälfte aus und eilte aus der Wohnung, ohne etwas gegessen zu haben, als ob ich Angst hätte, meine Stempelkarte nicht pünktlich abzustempeln.

Vielleicht war es zehn, vielleicht fünfzehn nach. Ich griff gerade nach der Türklinke. Da hörte ich ein entsetzliches Reifenquietschen. Ich öffnete die Tür und sah beim Hinausgehen ein quer zur Fahrbahn stehendes Auto. Ein junger Mann stieg gerade aus und beugte sich vor, um unter das Fahrgestell zu sehen.

Ich ging etwas näher heran. Auf der kleinen Mauer lag eine brennende Zigarette, auf dem Bürgersteig dagegen, neben vier zerdrückten Bierdosen, stand noch eine – soeben geöffnete. Der Schaum, der durch die kleine Öffnung kam, floss auf die Betonplatte.

„Ist etwas passiert?“, rief ich in Richtung des Mannes, der neben dem Auto in die Hocke ging, obwohl ich doch wusste, was passiert war.

Zuerst zählte ich, mehrere Tage hintereinander, die Autos nur während dieser einen Stunde – zwischen elf und zwölf. Ihre Anzahl war immer unterschiedlich. Schließlich aber kam ich morgens. Ich setzte mich auf die kleine Mauer vor unserem Haus, nahm eine Schachtel Zigaretten mit und fünf Dosen Bier. Eine an der anderen anzündend, Bier trinkend – zählte ich mit.

Ich wollte nachprüfen, ob tatsächlich wenigstens an zwei einander folgenden Tagen gleich viele an mir vorbeifahren werden.

Aus dem Polnischen von Agnieszka Grzybkowska

Die Qualität ist die speziell  
bestimmte Wirkungsart  
eines Körpers.

Arthur Schopenhauer, (1788 - 1860), deutscher Philosoph

Der Begriff Qualität wird häufig verwendet, wenn Produkte - d. h. Waren oder Dienstleistungen - gehandelt oder gekauft werden. Häufig besteht keine klare Vorstellung darüber, was mit Qualität gemeint ist; meist werden damit Begriffe wie „gut“, „wertbeständig“, „langlebig“, „ehrenhaft“, „günstiges Preis-/Leistungsverhältnis“ etc. assoziiert. Qualität ist auch etwas, was man von einem anderen verlangt oder kauft; selten wird verstanden, dass der andere ebenfalls von einem Qualität, z. B. in der Verhandlungsführung, erwartet. Selten ist jedoch der Verbraucher bereit, für die Produkte, die wertbeständiger, umweltschonender oder sonstwie dem gefühlten Begriff Qualität nahekommen, entsprechend mehr Geld auszugeben.

Um ungünstigen Folgen der Verwendung eines unklaren Begriffs vorzubeugen, ist Qualität in der Norm ISO 9000 wie folgt definiert:

Die Festlegung der Notwendigkeiten erfolgt durch Normen, normative Dokumente, Verträge oder Gesetze. Diese nüchterne Festlegung des Begriffs Qualität ist sinnvoll und unabdingbar, um Handel zu ermöglichen, in Ausrüstung zu investieren, Mitarbeiter zu schulen, Innovation zu fördern, Vorprodukte zu bestellen etc. Sie hilft auch Ressourcen wie Geld, Zeit und Rohstoffe zu sparen oder auch die Umwelt zu schonen.

Dies soll an dem Beispiel einer einfachen Kunststofftüte, wie sie in Supermärkten zum Einpacken von Waren verwendet wird, verdeutlicht werden: Selbstverständlich kann eine solche Tüte mit einem ergonomischen Griff, hoher Tragkraft, großer Langlebigkeit etc. produziert werden. Da sie im allgemeinen aber nur zur einmaligen Verwendung hergestellt wird und auch der Kunde dies nicht anders verlangt, würde eine Erfüllung obiger Merkmale nur zum Einsatz von mehr Rohstoffen und Verschmutzung der Umwelt führen. In diesem Fall müssten unter dem Begriff Qualität eher Merkmale wie leichte Ver-

rottbarkeit oder umweltschonendes Verbrennen erwartet werden.

Traditionell kommen die Erwartungen an eine hohe Qualität aus der handwerklichen oder ingenieurtechnischen Tradition. Auch heute noch reicht es zum Nachweis der Standfestigkeit eines Dachstuhls aus, wenn „zimmermannsmäßiger Verbund“ nachgewiesen wird. Hier wird also Rückgriff auf Ausbildung, Erfahrung, Tradition und Verantwortung genommen. Obwohl dies sehr wünschenswert ist, kann der Zimmermann nicht nachweisen, dass er die verwendeten Materialien und die Zeit optimal eingesetzt hat. Er kann also die volkswirtschaftlich sinnvolle Frage nach dem Nutzen seiner Arbeit nicht umfassend beantworten.

Die industrielle Produktion muss daher auf andere Mechanismen zur Erzeugung, Kontrolle und Sicherung der Qualität ihrer Produkte zurückgreifen, um dem Kostendruck und dem globalen Wettbewerb standhalten zu können. Durchgesetzt hat sich die Verwendung von Qualitätsmanagementsystemen (QM-Systemen), in dem die Schritte von der Produktentwicklung bis zur statistischen Warenausgangskontrolle durch Arbeitsanweisungen festgelegt werden. Firmenspezifische Regeln beschreiben die Aufgaben der Mitarbeiter, deren Kommunikationswege mit anderen Mitarbeitern und das Zusammenwirken der Betriebsteile. Der Aufbau dieser Systeme erfolgt meistens nach der Norm ISO 9001. Das Funktionieren des Systems wird durch interne Audits, Managementreviews, Qualitätszirkel, den Zwang zur ständigen Verbesserung und Nutzung naturwissenschaftlicher oder ingenieurwissenschaftlicher Kenntnisse, ggf. auch durch Einhaltung gesetzlicher Vorgaben, sichergestellt. Die nationalen Gesellschaften für Qualität stellen dem Markt Ausbildungsprogramme und entsprechend ausgebildete Personen zur Verfügung (QM-Manager, Auditor, QM-Trainer, QM-Advisor, s. auch [www.dgq.de](http://www.dgq.de)).

Mit einer gewissen Sorge wird die Entwicklung von weiteren Managementsystemen betrachtet. Es gibt Normen, in denen das Management von Umwelt, Arbeitssicherheit, Kinderarbeit etc. beschrieben wird. Die Einführung entsprechender Systeme kann kostenintensiv sein, ist aber gelegentlich erforderlich, um Kundenwünschen entsprechen zu können. Diese Sorgen sind nur in geringem Umfang berechtigt, wenn das QM-System vernünftig angelegt ist. Alle QM-Normen enthalten die obenstehend aufgeführten Elemente, so dass die Einführung zusätzlicher Forderungen durch Ergänzung entsprechender Regeln oder Arbeitsanweisungen relativ leicht möglich sein sollte.

Die Einführung und Weiterentwicklung eines QM-Systems ist aber auch eine unabdingbare Führungsaufgabe (Top-Down). Ein effizientes QM-System wird alle Regelkreise, ihre Interdependenzen und Bedeutungen im Unternehmen erfassen, beschreiben und kommunizieren sowie stetig die erforderlichen Kennzahlen generieren.

Beispielsweise wären Controlling oder Personalentwicklung eines Unternehmens dann integrierte Teile dieser Regelkreise des QM-Systems und würde nicht als neben- oder gar übergeordnete Systeme verstanden werden. Aufgabe der Führungskräfte hierbei wäre es u.a., ein hohes Maß an gruppenübergreifender Kommunikation zu gewährleisten, wobei sie selbst mit positivem Beispiel voran gehen müssen. Wenn alle Mitarbeiter nicht nur aufgerufen sind, „über den Tellerrand“ zu schauen, sondern aktiv in die Gestaltung aller sie betreffenden Arbeitsabläufe einbezogen werden kann ein lebendiges, dynamisches QMS entstehen (Bottom-Up).

Nimmt ein Managementsystem die Elemente anderer Managementnormen auf, spricht man von einem „integrierten Managementsystem“ (z. B. in der Automobilindustrie). Es gibt eine Fülle weiterer Normen, z. B. zum Betrieb von Labo-

ratorien, Zertifizierungsstellen, Akkreditierungsstellen, Inspektionsstellen etc, die ebenfalls spezielle QM-Systeme fordern, die jedoch weitgehend an die Gedanken der ISO 9001 anknüpfen. Um den Handel ohne wiederholte Prüfung eines Produktes (die mit entsprechenden Kosten und Zeitverzögerungen verbunden wäre), das unter der Wirkung eines QM-Systems produziert wurde, zu ermöglichen, muss sich ein Käufer darauf verlassen können, dass das QM-System des Produzenten richtig aufgebaut und angemessen angewandt wird. Zu diesem Zweck kann sich der Produzent sein QM-System zertifizieren lassen. In Deutschland gibt es etwa 120 solcher Zertifizierungsgesellschaften.

Die ordnungsgemäße Arbeitsweise einer Zertifizierungsgesellschaft, die QM-Systeme zertifiziert, wird im internationalen Konsens durch deren Akkreditierung sichergestellt. Die Akkreditierung bestätigt als neutrale Seite, dass sie normenkonform arbeitet und in der Lage ist, das QM-System ihrer Kunden kompetent in Bezug auf die Anforderungen zu bewerten.

Die nationalen Akkreditierungsstellen sind in den meisten Fällen in regionalen Verbänden zusammengeschlossen. Ein wesentlicher Zweck dieser Verbände ist die gegenseitige Überwachung auf Einhaltung der für die Akkreditierer geltenden Norm ISO/IEC 17011 im Rahmen einer sog. Peer Evaluation (= Begutachtung unter Gleichrangigen). Nach erfolgreicher Evaluation der Akkreditierstelle wird sie in das multilaterale Akzeptanzabkommen aufgenommen. Dieses Abkommen verpflichtet die Teilnehmer, Zertifikate ihrer Kunden als gleichwertig zu bestätigen, wenn diese Zertifikate durch z. B. Zertifizierungsstellen ausgestellt wurden, die durch Akkreditierungsstellen anderer Staaten akkreditiert wurden. Dem multilateralen Akzeptanzabkommen gehören zurzeit 50 Nationen an.

Weltweit haben etwa 500.000 Firmen zertifizierte Managementsysteme. Aufgrund der starken Verbreitung besteht eine entsprechende Erwartungshaltung und damit auch der Marktdruck, ein zertifiziertes Managementsystem zu unterhalten. In der Praxis hat sich leider herausgestellt, dass häufig zertifizierte QM-Systeme in der Firma zwar eingeführt sind, den Mitarbeitern

aber in viel zu geringem Umfang bekannt sind. Häufig sind sie auch wirklichkeitsfremd und zu lang, um einen Leitfaden durch den Arbeitsalltag oder um neuen Mitarbeitern Anleitung zu geben. Entsprechend gering ist die Wirkung des QM-Systems auf die Firma.

Der Besitz eines Zertifikats nach ISO 9001 ist also keineswegs eine Garantie für qualitätsgerechtes Arbeiten. Aus diesem Grund gibt es zahlreiche Qualitätspreise, die entweder national, regional oder durch eigene Gesellschaften vergeben werden (z. B. Deming-Preis in Japan, Malcom Baldrige National Quality Award [MBA-Award] in den USA, European Foundation for Quality Management [EFQM-Preis] in Europa). Um Preisträger zu werden, müssen weitergehende Forderungen als die der Qualitätsmanagementnormen erfüllt werden. Vor allem die Wirkung der Systeme ist ein Element, das bei der Vergabe des Preises berücksichtigt wird. Es besteht eine sehr gute Korrelation zwischen dem Besitz eines solchen Preises und einer bedeutenden Marktstellung.

Auch wenn ein QM-System gelebt oder sogar ein Qualitätspreis gewonnen ist, gilt auch für solche Hersteller weiterhin die Notwendigkeit, den Qualitätsbegriff als Erfüllung vereinbarter Merkmale zu begreifen. Die Produkte auch solcher Hersteller können somit nicht notwendigerweise mit den Begriffen „wertvoll“, „wertbeständig“ identifiziert werden. Werden jedoch solche Anforderungen an ein Produkt gestellt, können diese nur über den Markt durchgesetzt werden, d. h. der Käufer muss Händler oder Produzenten über seine Anforderungen in Kenntnis setzen. Findet sich für eine solche Gruppe von Anforderungen ein entsprechend großer Interessentenkreis, wird in gesättigten Volkswirtschaften der Markt mit entsprechenden Angeboten reagieren. Die Konstanz der erwarteten Anforderungen an Wertbeständigkeit etc. wird natürlich ebenfalls durch das QM-System des Herstellers gesichert.

Die obigen Ausführungen beziehen sich auf die Produktion von Waren, jedoch sind in der Definition des Begriffes Produkt ausdrücklich Dienstleistungen mit enthalten. Oben dargelegte Mechanismen, insbesondere die Beschreibung der

erwarteten Eigenschaften, gelten bei der Erbringung von Dienstleistungen gleichermaßen. Sie sind jedoch bei Waren leichter umzusetzen als bei Dienstleistungen, die häufig sehr kundenspezifisch sind. Häufig fehlen auch die Kenntnisse, um die Merkmale der erwarteten Dienstleistung klar genug zu beschreiben. Dies ist sehr leicht verständlich, wenn man an die Leistungen von Handwerkern, Ärzten, Anwälten, Politikern, Firmenmanagern, Beratern oder Journalisten denkt. Die detaillierte Beschreibung der von ihnen erwarteten Leistungen ist oft auch aus Zeitgründen nicht möglich.

Aus Kenntnis dieser Sachlage heraus enthält die Definition in der ISO 9000 den Begriff „vorausgesetzte Erwartungen“. Naturgemäß sind sie schwer messbar, weil sie weniger auf vertraglich festgelegten Merkmalen beruhen, sondern auf der Erwartung des Kunden, dass der Dienstleister seine Ausbildung, Erfahrungen, Ressourcen etc. im Sinne des Kunden nutzt. Der Umfang der Dienstleistung wie auch der Preis sollen unter Wahrung von Angemessenheit bzw. Anstand veranschlagt werden. Theodor Heuss hat durchaus den Kern des Qualitätsdenkens im Dienstleistungsdenken getroffen, wenn er formuliert „Qualität ist das Anständige“. Natürlich verliert die Qualität durch solch einen Ansatz, der im menschlichen/philosophischen Bereich liegt, ihre Messbarkeit.

Ein letzter Gedanke soll die Betrachtungen zur Qualität abschließen: Unter den obigen Berufsgruppen, die als Dienstleister genannt wurden, wären in generalisierter Form Angestellte zu nennen. Als Konsumenten erwarten sie Qualität von Produkten. Andererseits sind sie selber in Prozesse involviert, die Qualitätsprodukte liefern sollen und von ihrem eigenen Beitrag zum Prozess abhängig sind. Der Begriff Qualität stellt also Fragen an die persönliche Lebensgestaltung, wenn man sich klar macht, dass man Qualitätsprodukte nicht nur von anderen erwartet, sondern in seinem Berufs- und wohl auch Privatleben seinerseits Leistungen erbringt, die von anderen unter dem Aspekt Qualität – wie

Umfang, Fleiß, Servicebewusstsein, Kommunikation, Freundlichkeit - bewertet werden. Es ist ein Aspekt der ganz persönlichen Lebenseinstellung, ob man aus philosophischen oder religiösen Gründen nach dem Begriff Qualität, also dem Anständigen, lebt oder ob man andere Wege geht, die sicherlich oft weniger konfliktreich sind.



# ARS POLSKA

## Überleben & Kunst

August 2007

### Überleben & Kunst:

Plakat, Theater, Comics, Jazz, Konzeptkunst, Stadtraumarchitektur, Vergessene Regisseure, Kunstmarkt, Design, Börsenreport, Kunst & Heilen, Junge Literatur, und, und, und, und, und ...

... und ganz neu: **IMPREZA\***

- + Marcin Mroszczak Das Plakat als Heimat
- + Uta Schorlemmer Reiches armes Theater
- + Olaf Kühl Körper haben, Körper sein – Katarzyna Kozyras Kunst
- + Maciej Karłowski Junger Sound in altem Blech. JAZZ!  
und vieles mehr ...

## polenplus ist neu!

**Fragen Sie!** Im Bahnhofsbuchhandel! In ihrem Kiosk an der Ecke!  
... oder einfach bestellen auf [www.polenplus.eu](http://www.polenplus.eu)

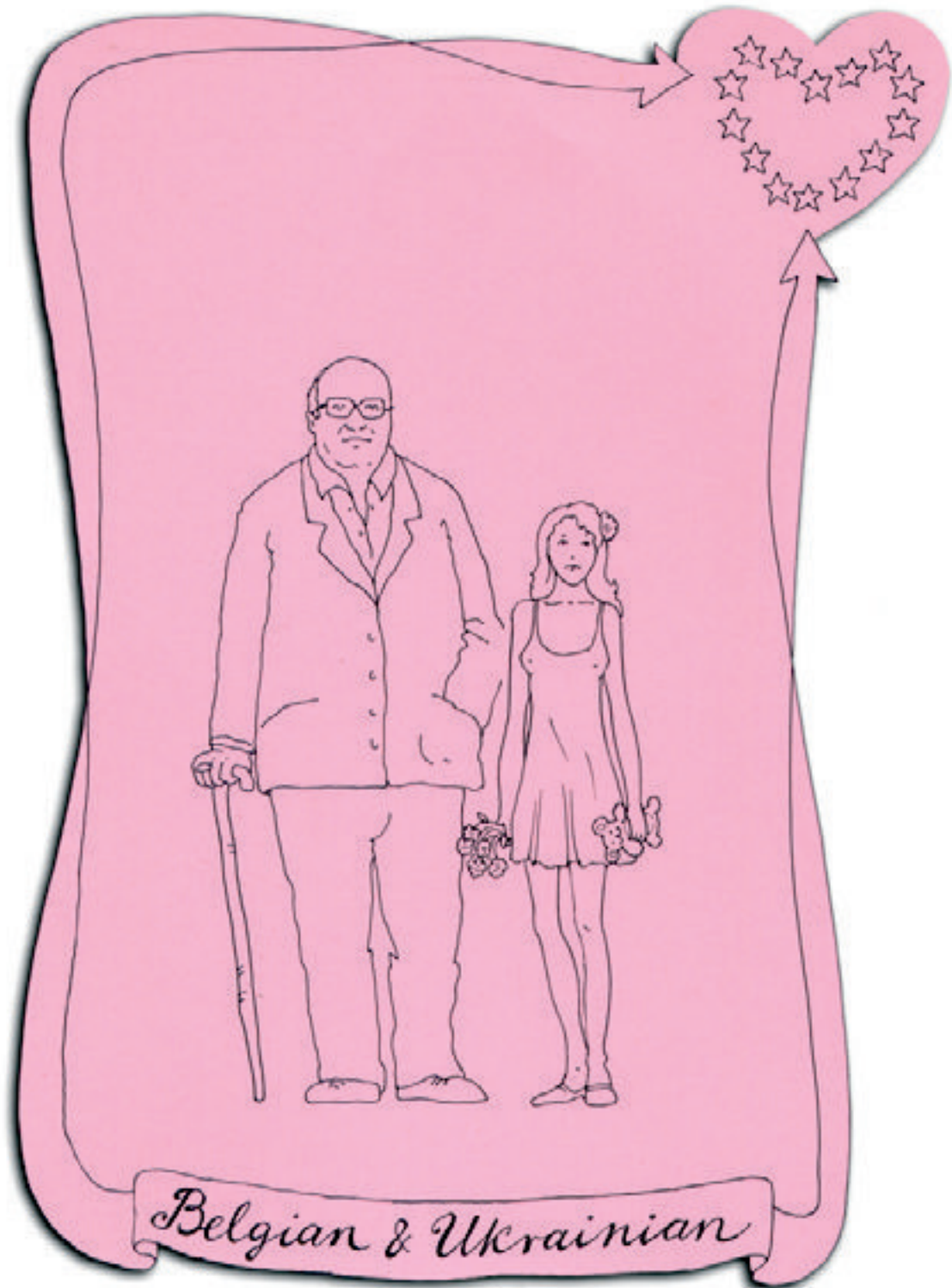
Bereits erschienen:

Ausgabe 01 | **Unternehmer in Polen**  
Ausgabe 02 | **Leben wie Gott in Polen**

\* Lassen Sie sich überraschen!

polenplus<sup>.eu</sup>

Magazin polenplus wird  
für Frage nachgehen,  
es sich heutzutage  
bt in Polen. Eher  
der eher irdisch  
was so dazu  
haben beides  
len ist ein  
dersprü-  
an erst  
Land  
Ver  
nung  
icht  
ss





# Mehr Handel dank Gütesiegel

Die ISO 9000-Plakette nutzt vor allem den Industrieländern

von Michal Grajek

Der Käufer eines Produkts ist sich oft über dessen Qualität im Unklaren. Zertifizierte Qualitätsstandards verringern diese Informationsasymmetrie zwischen Käufer und Verkäufer und führen dadurch zu mehr Handel und Wohlfahrt. Empirische Untersuchungen zu international gängigen Standards, die die gleichbleibende Qualität von Managementprozessen sicherstellen (ISO 9000-Norm), zeigen aber auch deren Zweischneidigkeit. Der Handel zwischen Industrieländern wird verstärkt und konzentriert. Für weniger entwickelte Länder, in denen solche Standards kaum verbreitet sind, stellen diese aufwendigen Unternehmenszertifizierungen dagegen ein Handelshemmnis dar.

Die tatsächliche Qualität eines Produkts oder einer Dienstleistung ist vom Verbraucher aufgrund der komplexen Produktionsverfahren in der modernen Wirtschaftswelt nur schwer festzustellen. Ökonomen sehen dieses Problem als ungleich verteilte Information zwischen Herstellern und Käufern. Beide Seiten sind sich darüber im Klaren, dass der Produzent mehr über die wahre Beschaffenheit des Produkts weiß als der Käufer. Diese Informationsasymmetrie kann zum Problem werden, wenn dadurch kein Kauf zustande kommt und so weder Käufer noch Verkäufer zufrieden sein können.

Der Nobelpreisträger George Akerlof hat dies bereits 1970 in seinem grundlegenden Artikel „The Market for Lemons: Quality Uncertainty and the Market Mechanism“ am Beispiel eines Verkäufers von Gebrauchtwagen dargestellt.

Da der potenzielle Käufer nicht feststellen kann, welche Mängel ein gebrauchtes Auto hat, entwickelt er eine gewisse Vorstellung darüber, wieviel er für ein mittelgutes Auto zu bezahlen bereit ist. Diese durchschnittliche Zahlungsbereitschaft könnte aber so niedrig angesetzt sein, dass ein Anbieter von gut erhaltenen Gebrauchtwagen diese nicht zu dem Preis verkaufen würde. In der Konsequenz sind auf dem Gebrauchtwagen-

markt dann keine guten Autos, sondern nur alte „Möhren“ (auf englisch lemons) zu finden. Um dieses Marktversagen zu verhindern, muss ein Weg gefunden werden, wie die Information über die tatsächliche Qualität eines Produkts glaubhaft und effizient vom Hersteller zum Verbraucher gelangen kann.

In der Praxis sammeln Verbraucher in Entscheidungssituationen – sei es bei der Wahl des Autos oder der richtigen Schule für die Kinder oder beim Kauf eines bestimmten Haushaltsgeräts oder Lebensmittels – Informationen, indem sie sich auf Erfahrungen im Familien- und Bekanntenkreis oder Empfehlungen von vertrauenswürdigen Verbrauchertests durch eine unabhängige Institution wie die Stiftung Warentest verlassen. Unternehmen investieren ihrerseits in den Aufbau von Reputation durch stark beworbene Marken („Persil bleibt Persil. Da weiß man, was man hat“) oder bemühen sich um Zertifizierungen, wie beispielsweise das „BIO“-Siegel. Diese sollen dem Kunden eine gleichbleibende Qualität garantieren. Auch Reklamationsregelungen haben die Funktion, eine bestimmte Qualität glaubhaft zu machen. Oftmals soll auch ein hoher Preis dieses Signal setzen. Um ein gewisses Mindestmaß an Qualität für die Sicherheit der Verbraucher zu gewährleisten, wird darüber hinaus eine Zahl von Regelungen und Zertifikaten vom Staat vorgeschrieben (TÜV in Deutschland oder EC Mark in der EU). Die ISO-Zertifizierung zielt auf Qualitätsstandards für Unternehmen. Diese Prüfplakette wird allerdings nicht für ein bestimmtes Produkt, sondern für einen Qualitätsstandard vergeben, der das Management und die Verfahren in Unternehmen auszeichnet. Begutachtet wird, ob das Unternehmen standardisierte Organisationsabläufe etabliert hat und auf bestimmte Weise dokumentiert. Für den Verbraucher bieten ISO 9000-Standards eher ein indirektes Qualitätssignal: Gute Firmen sind ISO 9000 geprüft und stellen hochwertige Produkte her, also ist deren Qualität ebenfalls garantiert. Für institutionelle Abnehmer oder Geschäftskunden hingegen

ist die ISO 9000-Zertifizierung ein wichtiger Indikator, um die Leistungsfähigkeit eines Unternehmens zu bewerten. Die in Verträgen mit Geschäftspartnern vereinbarte Spezifikation eines Produkts wird durch den überprüfbar standardisierten Prozess seiner Erstellung im Unternehmen abgesichert. Das verringert die Informationsasymmetrie zwischen den Geschäftspartnern. Unternehmen haben zudem einen Anreiz, sich ISO 9000 zertifizieren zu lassen, um die richtigen Qualitätssignale zu geben und die Alternativen wie Garantiesysteme zu ersetzen. Der Vorteil von ISO 9000 gegenüber anderen Siegeln liegt in der internationalen Akzeptanz des Standards. Dadurch können Unternehmen die Kosten für den Absatz auf dem globalen Markt verringern. Auch Märkte, auf denen bereits gut etablierte Wettbewerber agieren, lassen sich so besser erschließen. Doch nicht nur unternehmerische Anreize treiben Firmen zur ISO-Zertifizierung, auch staatliche Regelungen können sie dazu zwingen. Für viele Firmen in der EU ist das ISO-Zertifikat deshalb attraktiv, weil sie damit wiederum die von der EU eingeführte Verbraucherschutzplakette EC Mark erhalten können. Nur dieses Prüfsiegel eröffnet Unternehmen den Zugang zu bestimmten Märkten. Ein weiterer Pluspunkt der ISO-Zertifizierung beruht auf der Annahme, dass dadurch tatsächlich effizientere Prozesse in Unternehmen eingeführt werden. Das gilt jedoch nicht uneingeschränkt, weil beispielsweise High-Tech-Firmen, die sich an ein sich schnell wandelndes Umfeld anpassen müssen, durch die Standardisierung von Prozessen die notwendige Flexibilität verlieren.

Die ISO 9000-Plakette kann die Unternehmen zum Teil teuer zu stehen kommen. Es wird geschätzt, dass eine mittelgroße Produktionsstätte in den USA mit rund 100 Mitarbeitern dafür an die 50.000 Dollar ausgeben muss. Dieser Betrag steigt mit der Größe der Firma. Wenn sich einige Unternehmen aus Kostengründen gegen die

Zertifizierung entscheiden, verzichten sie damit auf den Marktzutritt. Das bedeutet weniger Wettbewerb und weniger Produktauswahl auf diesem Markt, mit den entsprechenden negativen Folgen für den Verbraucher. Qualitätsstandards führen also nicht zwangsläufig zu mehr Wohlfahrt. Bisher gab es kaum Studien, die die Effekte der ISO-Zertifizierungen empirisch überprüft haben. Erleichtern sie den Zugang zu internationalen Märkten oder erschweren sie ihn, weil die Anforderungen zu hoch sind?

Eine Studie, die dazu am WZB entstand, versucht diese Lücke zu schließen. Sie basiert auf einem Datensatz von mehr als 100 Ländern über einen Zeitraum von 1995-2002. Dabei wurden die ISO-Zertifizierungen pro Land verglichen mit Daten zu bilateralen Exporten und ausländischen Direktinvestitionen. Ein robustes Ergebnis der Studie ist, dass ISO-Zertifizierungen die Exportbilanz eines Landes verbessern. Leider lässt sich nicht differenzieren, in welchem Maß diese Exportsteigerungen auf den reduzierten Transaktionskosten und Informationsasymmetrien durch die Zertifizierung beruhen oder auf eine Anpassung an die im Land des Handelspartners geltenden Mindeststandards des Verbraucherschutzes zurückzuführen sind.

Weitere empirische Evidenz für eine den Handel verstärkende Wirkung ergibt sich, wenn man die Gegenseite der bilateralen Exporte untersucht. Allerdings sind die Ergebnisse gemischt. Betrachtet man den gesamten Datensatz, wirkt sich eine hohe Zahl von ISO-Zertifikaten in dem Land, in das exportiert werden soll, eher als Handelshemmnis für den Exporteur aus. Beschränkt man die Untersuchung auf die OECD-Staaten, wird ein gegensätzlicher Effekt sichtbar: Je mehr ISO-Zertifikate das importierende Land hat, desto mehr Waren fließen in dieses Land. Diese Zweideutigkeit der Ergebnisse lässt sich nicht allein mit der Anpassung an staatliche regulierte Qualitätsstandards im Land des Handelspartners erklären.

Eine Erklärung könnte in der Charakteristik der ISO-Standards als einer gemeinsamen Sprache liegen. Nur wenn beide Beteiligten – Sender und Empfänger, Handelspartner im Inland und im Ausland – diese Sprache beherrschen, kann die

ISO-Zertifizierung ihren vollen positiven Effekt entfalten. Dass der positive Effekt nur für OECD-Länder gilt, liegt daran, dass sich die Verbreitung des ISO 9000-Standards auf diese Länder konzentriert. Im untersuchten Länderpanel ist das rund ein Drittel der betrachteten Länder, die allerdings über drei Viertel aller Zertifizierungen auf sich vereinigen. Es lässt sich also schlussfolgern, dass Firmen, die selbst ISO-zertifiziert sind, auch lieber mit ISO-zertifizierten Unternehmen in einem anderen Land Handel treiben. Diese Tendenz könnte die Handelsströme eher auf die OECD-Länder lenken und damit weniger entwickelte Länder benachteiligen. An die Stelle von Zöllen, die früher Handel behinderten oder unterbanden, sind somit Standards und Regulierungen als technische Handelshemmnisse getreten.

Die ISO-Zertifizierung hat auch Auswirkungen auf die Höhe der ausländischen Direktinvestitionen. Diese steigen, je mehr Unternehmen im Land die ISO 9000-Standards übernommen haben. Für Entwicklungs- und Schwellenländer heißt das, dass sie ihren Export und auch die Direktinvestitionen sehr effektiv mithilfe der ISO-Zertifizierung erhöhen können. Im Unterschied zu Unternehmen in Industrieländern haben es Unternehmen in weniger entwickelten Ländern oft schwerer, Transaktionskostenprobleme selber zu lösen. Ihnen mangelt es an Unterstützung seitens der Regierungen oder der Märkte. Daher ziehen sie oft weniger ausländische Direktinvestitionen an. ISO-Zertifizierungen stellen in dem Kontext ein wichtiges Qualitätssignal dar, um ausländische Investoren zu gewinnen.

Die empirischen Studien zeigen, dass die ISO 9000-Zertifizierungen positiv wirken: als effektives Instrument, um Probleme der Informationsasymmetrie zu lösen und als Motor für mehr Wohlfahrt – durch verstärkten internationalen Handel und mehr ausländische Direktinvestitionen. Damit auch Entwicklungs- und Schwellenländer davon profitieren können, kommt es entscheidend auf eine schnelle Verbreitung der Standards an, für die es noch häufig an institutioneller Unterstützung mangelt. Findet diese nicht statt, bleiben die OECD-Länder als Nutznießer dieser Standards unter sich.

### Zusammenfassung

ISO 9000 and trade Quality standards can poten-

tially reduce the informational asymmetry between buyers and sellers, thereby enhancing trade and social welfare. This empirical analysis provides evidence of ISO 9000 performance. Increased ISO certifications spur international trade, but also add to its concentration. As a consequence, less developed countries with little ISO adoptions face an effective barrier to their international trade. By combating the sluggish ISO 9000 diffusion, the less developed countries will not only benefit from increased exports, but also from attracting more direct investments.

Weiterführende Literatur:

Shannon W. Anderson, J. Daniel Daly, Marilyn F. Johnson, "Why Firms Seek ISO 9000 Certification: Regulatory Compliance or Competitive Advantage?", in: *Production and Operations Management*, Vol. 8, No. 1, 1999, S. 28–43.

Michał Grajek, *Diffusion of ISO 9000 Standards and International Trade*, 28 S. (WZB-Bestellnummer SP II 2004-16)

Joseph A. Clougherty, Michał Grajek, *The Impact of ISO 9000 Diffusion on Trade and FDI: A New Institutional Analysis*, 47 S. (WZB-Bestellnummer SP II 2006-22)

Der Artikel erschien zuerst in den WZB-Mitteilungen, Heft 115, März 2007.



## Według Li Thai Po

Gdym spiewem przywabiony  
przyszedłem nad jezioro  
czy może była to rzeka  
księżyc świecił jasno  
usłyszałem wyraźnie  
ecco, ecco -pomyslałem  
odpowiada mi echo.

I na sercu zrobiło  
mi się słodko i lekko.  
Lecz po chwili znów  
słysze ego, ego,  
patrzę w odbicie w  
wodzie księżyc jasno  
przyświeca. świeć księżycu  
mych chwil samotnych  
kolego.

I patrzę i widzę oczy nie moje  
czyżby to żaba żarty  
sobie ze mnie stroi  
coś w wodzie stoi  
czyżby to kosmiczna sonda  
analna, czy jest to  
katastrofa ekologiczna,  
czyli (dzisiaj)sytuacja  
całkiem normalna.  
Eko, echo, ego, ecco,  
co to była żaba  
może to był gekon.

\*\*\*

Umberto ecco  
krwisty bekon  
i prawdziwe echo  
to moje ego księżycu miły kolego.

Lopez Mausere (Wojciech Stamm)

# Interview

## Professor Dr. Ernst-Ludwig Winnacker

Der Präsident der DFG und ehemaliger Präsident der EUROHORCs (European Heads of Research Councils), Professor Dr. Ernst-Ludwig Winnacker, über das Zusammenwachsen des europäischen Forschungsraums.

### **Sie waren im Jahr 2004 Präsident der EUROHORCs. Was sind Ihrer Meinung nach die größten Erfolge für Forschung und Forschungsförderung in Europa während Ihrer Amtszeit?**

Als erstes ist dabei das gemeinsame Programm EURYI (European Young Investigator) Award zu nennen. In diesem Programm wurden kürzlich erstmals Preise an 25 Nachwuchswissenschaftler in Stockholm verliehen. Diesen Preis haben alle Forschungsorganisationen zusammen organisiert. Er wird allein auf Basis wissenschaftlicher Exzellenz, ohne „juste retour“, vergeben. Ein solches Vorgehen braucht Übung auf der Ebene des Managements Committees und auf unserer Ebene, der der EUROHORCs. Aber es scheint gelungen, und seit dem 1. September läuft die zweite Ausschreibung. Als zweites ist die Ausweitung von „Money Follows People“, also der Möglichkeit, seine Gelder bei einem Umzug ins Ausland mitzunehmen. Das ging bisher nur zwischen Schweiz, Österreich und Deutschland. Mittlerweile haben aber zwölf weitere Länder zugestimmt. Das ist ein wichtiger Beitrag zur Mobilität in Europa. Besonders aus dem Blickwinkel, dass die EUROHORCs, in der ich glaube 37 Organisationen schätzungsweise 18 Milliarden Euro ausgeben, ein entscheidender Player im europäischen Forschungsraum sind. Das ist viermal soviel wie die 4,5 Milliarden, die die Europäische Kommission für Forschung ausgibt.

Das dritte waren die erfolgreichen Gespräche mit der Kommission auf gleicher Augenhöhe über das European Research Council (ERC). Der Einfluss dieses Councils liegt auf ganz verschiedenen Ebenen. Es wird ganz wesentlich die Universitätsstrukturen in Europa beeinflussen. Denn

die Forscher an den Universitäten müssen ja im Wettbewerb arbeiten können, und auch im europäischen Wettbewerb. Das heißt sie brauchen einen Standort, an dem sie entsprechend ausgestattet sind und arbeiten können. Ein Standort, der solche Fördergelder entgegennehmen kann. Das heißt, wichtig sind beispielsweise die Qualität der Studenten und die vergrößerte Autonomie.

Dann wird das ERC Einfluss nehmen auf die nationalen Förderorganisationen. Das fängt damit an, dass die Länder, in denen es keine nationalen Förderorganisationen gibt, wie Frankreich, Spanien, Italien, solche Organisationen gründen. Herr Raffarin hat kürzlich angekündigt, er wolle eine französische Förderorganisation wie die DFG gründen. In den anderen Ländern wird Ähnliches vermutlich auch geschehen. Das fördert den Wettbewerb und die Übung damit.

Und schließlich wird es die Zusammenarbeit zwischen den nationalen Förderorganisationen dramatisch verändern. Eben waren die Stichworte EURYI und „Money Follows People“, inzwischen werden wir gemeinsame Begutachtung, gemeinsame „Peer Reviews“ durchführen und auf diese Weise die Standards der Begutachtung heben. Bislang war das kein Problem, weil die Europäische Union sich nicht explizit mit Grundlagenforschung befasst hat, und daher diese Frage nicht so zur Debatte stand. Obwohl es erstaunlich ist, dass die nationalen Organisationen nicht schon vorher intensiver zusammengetan haben.

Eine weitere Erfolgsgeschichte, in diesem Fall nicht für die EUROHORCs aber für Europa, ist sicher das European Science Open Forum (ESOF). Diese Initiative hat jetzt schon, wie an dem Treffen im September 2004 sichtbar, Erfolg und führt zu mehr Erfolg. Und so etwas kann nur

gut sein. Die Offenheit, mit der das in Stockholm gemacht worden ist, war außerordentlich beeindruckend. Der Medienresponse auch. Die DFG wird die weiteren Schritte dieses Unternehmens weiterhin intensiv unterstützen. Bei diesem Treffen stellte die DFG zwei Sessions, das kann man ausweiten. Die DFG lädt in diesem Zusammenhang die „Scientific Community“ herzlich zum nächsten ESOF ein, um ein Fest der Wissenschaft zu feiern, zumal das nächste Treffen 2006 in München ist, direkt nach der Fußballweltmeisterschaft.

### **Welche vordringlichen Aufgaben sehen Sie für Ihren Nachfolger auf dem Posten des Präsidenten der EUROHORCs? Welche Schwerpunkte möchten Sie ihm besonders ans Herz legen?**

Die große Aufgabe ist, gemeinsam mit der Kommission das European Research Council aus der Taufe zu heben. Es gibt bereits ein gemeinsames Papier mit operationellen Details. Das muss weiter ausgearbeitet werden. Die Basis muss erweitert werden. Es müssen die richtigen Kontakte mit der Industrie geknüpft werden, in der auch geforscht wird und zum Teil gut geforscht wird, wenn auch zu wenig. Und es müssen gemeinsam mit der „Scientific Community“ die richtigen Rahmenbedingungen für dieses Opus geschaffen werden.

Aber es gibt noch viel mehr. Die Kommission wird ihre European Research Area-Aktivitäten (ERA) ausbauen, und da werden die EUROHORCs eine große Rolle spielen, weil sie eben wissen, wie man Geld im Wettbewerb verteilt. Da werden sie sich zur Verfügung stellen.

### **Welcher Aufgaben müssen sich die anderen europäischen Entscheider annehmen?**

Eine große Verantwortung haben natürlich

das Competitive Council und die Kommission, denn sie müssen die richtigen Rahmenbedingungen auch gesetzlicher Natur für die Forschung schaffen. Sie haben die Verantwortung, beispielsweise das European Research Council so aus der Taufe zu heben, dass die von der Wissenschaft formulierten Rahmenbedingungen - wie auch von der EUROHORCs formuliert - den richtigen rechtlichen Rahmen bekommen, um auch autonom zu sein.

### **Welche Auswirkungen hat Ihrer Meinung nach das Bemühen um einen einheitlichen europäischen Forschungsraum auf das Zusammenwachsen Europas als Ganzes?**

Die Wissenschaft ist ja nicht nur ein Teil der Kultur, sondern gute Wissenschaft ist ja unmittelbar mit Innovationen verbunden, das heißt mit der wirtschaftlichen Stärke Europas. Und das wiederum wird wesentlich zum Zusammenwachsen Europas beitragen. Die unterschiedlichen wirtschaftlichen Situationen der verschiedenen europäischen Länder sind ja bekannt. Da kann es nur helfen, wenn der allgemeine Wohlstand wächst.

### **Als Präsident der DFG stehen Sie einer großen nationalen Förderorganisation vor. Welche Schritte nach Europa müssen die nationalen Förderorganisationen gehen?**

Die nationalen Förderorganisation müssen natürlich im Wettbewerb bestehen. Das gilt vielleicht weniger für die DFG, da denken wir doch, das die schon sehr gute Mechanismen hat, aber diese Mechanismen müssen die anderen auch haben. Unsere Stärken sind die Nachwuchsförderung, die Internationalisierung, die Interdisziplinarität. Da müssen wir alle gemeinsam Mechanismen finden, wie wir die Situation optimieren. Interdisziplinarität hat etwas mit dem Verständnis komplexer Systeme zu tun. Da lösen sich Fächerstrukturen auf. Ich denke, dass wir mit unseren Fachkollegen da einen großen Schritt gegangen sind.

Ein wichtiger Schritt ist auch die Optimierung der europäischen Schwerpunktprogramme. Die werden im Moment auf so komplizierte Art und Weise geführt, dass sie viel zu lange dauern und mit viel zu viel Unsicher-

heiten behaftet sind. Das muss eigentlich wie bei EURYI gehen, mit gemeinsamen Töpfen.

### **Mit der Osterweiterung der EU erweitert sich auch der Wissenschaftsraum Europa. Erschwert das den Weg in eine gemeinsame forschungspolitische Zukunft oder ist es eine Chance?**

Ich halte das für eine große Chance. Ich habe in der Diskussion über EURYI oder ERC aus Osteuropa nur sehr positive Signale bekommen. Alle haben verstanden, dass sowohl EURYI als auch das ERC nur auf wissenschaftlichen Kriterien beruhen können und dass andere Maßnahmen zur Verbesserung der Wettbewerbsfähigkeit, wie Strukturmaßnahmen zum Beispiel, nur aus den Strukturfonds kommen können. Da gibt es natürlich Schwerpunkte in der Förderung, nicht alleine für die Wissenschaft, sondern natürlich auch aufgrund der großen Nachteile einer 50-jährigen Vergangenheit, die sehr forschungsfeindlich war.

### **Wenn man die Forscher ansieht, die mit dem jüngst vergebenen EURYI Award in Deutschland forschen wollen, sind drei der vier Mittel- und Osteuropäer. Welche Aspekte des deutschen Wissenschaftssystems können für Forscher aus Mittel- und Osteuropa attraktiv sein?**

Ich glaube, dass das deutsche Wissenschaftssystem ganz unabhängig von Osteuropäern einfach gar nicht so schlecht ist, wie es immer wieder gemacht wird. Der Universitätsteil wird oft nicht in seiner Qualität wahrgenommen. Auch weil er auf Disziplinen setzt wie Geistes- und Sozialwissenschaften, die in den gängigen „Rankings“ keine Rolle spielen, die auch international nicht so wahrgenommen werden, die aber wichtig sind für die Kultur und für die Natur der Universität an sich und für ihre Qualität. Das ist vielleicht auch eine Attraktion für Forscher aus Mittel- und Osteuropa.

Und es ist immer wieder wichtig, dass deutsche Wissenschaftler sich vergewissern, was im Osten passiert. Denn nur dann kann die DFG als Katalysator wirken und die Zusammenarbeit fördern. Aber dazu ist sie bereit. Und nach allem, was wir wissen, ist die wissenschaftliche Leis-

tungsfähigkeit nicht anders als hier. Wenn im einen oder anderen Fall die Grundausstattung fehlt, dann wird der Beitritt zur EU in diesen Ländern die Defizite sehr schnell wettmachen. Das Beispiel Spanien zeigt, wie die EU wirken kann, wenn man die Strukturmittel richtig einsetzt. Im EURYI-Programm sind sechs Leute nach Spanien gegangen. Man kann also nur hoffen, dass das in Osteuropa auch geschieht.

### **Wie schätzen Sie die Attraktivität der anderen europäischen Länder im internationalen Vergleich ein?**

Es gibt zwei Arbeiten in „Nature“ und „Science“ aus dem Juli und dem August, da wird ganz klar, dass die öffentlich geförderte Forschung in Europa aufholt, sich in den letzten Jahren wesentlich verbessert hat. Es gibt Aufholbedarf gerade in Deutschland in der klinischen Forschung, also der patientenorientierten Forschung. Aber die Attraktivität Europas hat sich nach diesen quantitativen Analysen wesentlich erhöht. Das Problem gegenüber den USA ist ein bisschen, dass die Industrie zurückgefallen ist, weil sie in Europa mehr in Entwicklung als in Forschung investiert.

### **Welche langfristige Perspektive für einen gemeinsamen Europäischen Forschungsraum ergibt sich daraus?**

Gerade weil die Leistungen wachsen und die Standards besser werden, ist die Idee des Europäischen Forschungsraums (ERA) an sich schon gut, weil sie auf diesen gemeinsamen Markt aufmerksam macht. Wenn die Aufmerksamkeit mal existiert — und das ist das Verdienst von Philippe Busquin, dem letzten Kommissar — zwingt es alle Beteiligten, sich an diesem europäischen Maßstab auszurichten. Das ist eine gute Perspektive für den europäischen Forschungsraum, den gibt es schon und den wird es auch in erweiterter Form in Zukunft geben.

**Für eine akademische Laufbahn entscheidet immer auch die Auslandserfahrung. Wo, glauben Sie, landet ein exzellenter Studienanfänger, der in diesem September an einer deut-**

**schen Hochschule sein Studium beginnt, als Hochschullehrer? In Deutschland, in Amerika oder in einem wissenschaftlich vereinten Europa?**

Das ist immer eine individuelle Entscheidung, aber ich glaube, dass junge Leute mittlerweile auch in Deutschland eine gute Chance haben, dass die USA weiterhin attraktiv sind und dass immer mehr Leute auch ihren Arbeitsplatz im europäischen Ausland finden. Daran muss aber intensiv gearbeitet werden, was die Steuersysteme, die Rentensysteme, die Schulsysteme angeht. Aber da sind wir auf einem Wege, der mich optimistisch stimmt. Das Emmy Noether-Pro-

gramm der DFG hat die Attraktivität erhöht. Im Moment ist die Frage des Föderalismus die offene Frage, welche Rechte und Pflichten Bund und Länder in Bildung und Forschung ausüben dürfen. Das Juniorprofessur-Urteil hat gezeigt, dass es da Auffassungen gibt, die den europäischen Entwicklungen durchaus konträr sind. Diese Fragen müssen meiner Ansicht nach einer Klärung zugeführt werden. Der Blick auf Europa ist fest und auch nicht umkehrbar. Wir sind oft noch viel zu national eingestellt, gerade auch in der Berufungspolitik. Wir müssen sehen, dass wir das Beste unserer Verfahren erhalten und die alten Zöpfe abschneiden. ■

„Mit dem European Research Council installiert die Europäische Union eine unabhängige Forschungsinstanz, die von Wissenschaftlern geleitet wird. Und, vor allem, Wissenschaftler entscheiden über die Forschungsanträge in einem (realtiv) transparenten Verfahren. Bisher waren die Forschungsprojekte der EU innerhalb der sogenannten Rahmenprogramme vergeben worden. Diese Programme waren vor allem für Technologieforschung und Industrieentwicklung angelegt worden. Seit kurzem ist auch für die Geisteswissenschaften etwas im Topf. Der Schritt hin zu einer unabhängigen, auf wissenschaftliche Qualität bedachte Institution wie dem Europäischen Forschungsrat, ist gar nicht genug zu begrüßen. Der Weg dorthin war steinig und politisch schwierig. Um überhaupt einen Prozess in Richtung einer europäischen DFG gehen zu können, waren lange Verhandlungen und europaweite Zusammenschlüsse von Wissenschaftlern und Wissenschaftsnetzwerken notwendig. Der Forschungsrat und seine Entstehung sind verbunden mit der Lissabon-Agenda aus dem Jahr 2000. Die bürokratische Struktur und die enge Thematik der Rahmenprogramme waren dem damaligen Initiator, Dan Brändström, Direktor des Bank of Sweden Tercentenary, ein Dorn im Auge, ebenso wie vielen anderen Wissenschaftlern. Seit 2001 lief die Lobby-Kampagne für den Forschungsrat. Gegen viele Widersprüche, unter anderem aus Irland und Italien, setzte sich die Forschergemeinschaft letztlich auch politisch durch. 2002 wurde - wie das ja so ist in Demokratien heutzutage - eine Expertengruppe ins Leben gerufen, unter der Leitung von Federico Meyer, Spanien, und Dan Brändström. Irland konnte 2003 überzeugt werden. Bisher waren die Iren vor allem für den Rahmenprogramm-Ansatz, da die irische Wirtschaft enorm davon profitiert hat. Inzwischen sind profilierte und hoch angesehene Wissenschaftler im Forschungsrat tätig. Die kritische Frage, die sich der Rat in den ersten Jahren stellen muss lautet: Sind wir wissenschaftlich unabhängig? Und zweitens sollte vielleicht der finanzielle Rahmen deutlich erweitert werden. Der politische Kompromiss sieht nämlich vor, dass der Europäische Forschungsrat bis 2013 innerhalb des 7. Rahmenprogramms unter der Überschrift „Ideen“ installiert wird. Die Vorstandsebene des Rates wird von der Kommission bestimmt. Der Rat hat in den Punkten politische und finanzielle Unabhängigkeit also noch viel Luft nach oben.“

Hagen Schulz-Forberg



**Qualität geht meistens  
auf Kosten der Kosten.**

Werner Mitsch, (\*1936), deutscher Aphoristiker

# Why Rethink Interdisciplinarity?

by Dan Sperber

This virtual seminar on “Rethinking Interdisciplinarity” is organised by members and associates of the Institut Jean Nicod (which describes itself as “an interdisciplinary lab at the interface between the humanities, the social sciences and the cognitive sciences”). We do not, normally, discuss among ourselves interdisciplinarity *per se*. What we do is work on issues that happen to fall across several disciplines, and, for this, we establish collaboration among philosophers, psychologists, neuropsychologists, linguists, anthropologists, and others. Still, we—and so many other scholars, students, and managers of scientific institutions—have good reasons to pause and reflect on interdisciplinarity itself. Research that falls across disciplines meets specific obstacles. It is easily construed as challenging the dominant disciplinary organisation of the sciences. This challenge is seen as positive by some, a distraction by others. Scholars involved in interdisciplinary research end up having to either articulate the challenge or downplay it. So it goes in the micro-politics of science. But surely, talk of interdisciplinarity should not just be opportunistic. It is, or should be, relevant to our understanding of the character and becoming of science. Hence the idea of this seminar.

I had initially intended, in this opening presentation, to outline a few ideas on the pros, the cons, and the future of interdisciplinarity, but in working on it, I felt more and more inclined to share reflections, concerns, and indeed emotions inspired by my experience, that of a social and cognitive scientist deeply involved in interdisciplinary research. I will do so by presenting a few vignettes and commenting them.

## Cosmetic interdisciplinarity

I sit, once again, on a committee evaluating grant proposals that have to meet explicit criteria of interdisciplinarity. As usual, the committee is interdisciplinary in the sense that it is most-

ly made up of scholars from several disciplines, each recognised and powerful within his or her one discipline. Very few of us have been involved in intensive interdisciplinary work. Most of the grant proposals we have to evaluate have built in interdisciplinary rhetoric and describe future collaboration among people from different disciplines, but this is mostly done in order to meet the criteria for the grant. The actual scientific content generally consists in the juxtaposition of monodisciplinary projects with some effort to articulate their presentation. A few proposals are genuinely interdisciplinary, but often they are the less well thought through, the least likely to yield clear results. And now we have to rank two proposals: a really good proposal the interdisciplinary character of which is superficial and ad hoc, and a merely decent, but genuinely interdisciplinary and innovative proposal. Should we prefer the first one hoping that, just as faith is said to come while praying, some true interdisciplinary interaction and thinking will occur in what was initially an opportunistic half-hearted effort, or should we favour the second proposal and see its more tentative and fuzzy character as the price paid for leaving the well-trodden paths? I have known similar dilemma before. This time, I vote for the better not-so-interdisciplinary proposal, which I see as more clearly deserving to be funded. At the same time, I wonder: What kind of a comedy is this, where we are pretending to fund novel, interdisciplinary research, while, at the same time, there is very little funding available for interdisciplinary teaching and training in the first place? How likely is it that outstanding interdisciplinary proposals emerge in such conditions? And aren't most of my colleagues on the committee quite content with this state of affairs, which allows disciplinary business to go on as usual at the cheap price of some interdisciplinary rhetoric?

## Interdisciplinary disappointments

A team of eminent psychologists spends years providing experimental evidence in favour of the view that there are fundamental differences in the modes of thought of members of different cultures. While this view goes against the biases of most psychologists, it has long been defended by anthropologists, without however the benefit of experimental evidence. Our psychologists are invited to present their work at an anthropology conference. The disappointment is strong on both sides. The anthropologists fail to see the relevance of experimental evidence in favour of a thesis they feel confident has already been amply demonstrated with ethnographic data. They object to what they see as the artificiality of experiments collected outside of an ethnographic context. Moreover, they find the psychologists' view of culture, exemplified by the fact that they are talking about Western and Asian cultures in general, far too crude. The psychologists feel that the anthropologists are just blind to the importance of experimental evidence, that they criticise experimental methodology without understanding it, and that they fail to appreciate how much their work might contribute to a fruitful exchange between psychologists and anthropologists. In the end, the thesis itself is not given any discussion.

What is going wrong? The two communities, psychologists and anthropologists, have different vocabularies, presuppositions, priorities, criteria, references. In general different disciplines have different sub-cultures, and the difference is made worse, not attenuated, by the existence of superficial similarities, for instance identical words used with quite different meanings (“culture” and “mode of thought” in the present example). Because issues seem to be shared by two disciplines, scholars from each may seek, or at least welcome, interdisciplina-



ry exchanges. More often than not, their expectation is not so much that they will learn much from the other discipline; it is that people in the other discipline can and should learn from them. It is much less challenging to think that one's message has relevance beyond its usual audience than to think that one has been missing a message of great relevance to oneself. In fact, in the story I just told, clearly, the psychologists made the greatest effort to go out of their way and produce novel work, but more with the expectation that they would have a message to share than one to accept. The anthropologists, on their part, were willing to welcome psychologists whom they expected to bow to the obvious superiority of anthropology over psychology in matter of cultural modes of thought. They were not at all ready to try and understand things from the point of view of psychologists (in spite of the fact that understanding other people's point of view is what anthropologists do, but then the people in question are far away and are not competing for academic recognition and resources). More generally, many researchers in many disciplines have participated in interdisciplinary encounters; public discourse on these occasions always underscores their positive side, but, in private, misgivings and frustrations are commonly expressed. Most participants return mildly intrigued but otherwise unmoved, the way business managers return to their routines after a self-awareness week-end retreat.

## A slow learning curve

Some of the members of the psychological team I have just mentioned are involved in a graduate "Culture and Cognition" program at the University of Michigan. Every week all the participants in the project, graduate students and faculty, most from psychology or anthropology, meet and discuss their own work, papers by visitors, or general issues. It is fascinating, and somewhat disheartening, to watch how week after week, year after year, the same disagreements across and sometimes within disciplines are expressed in almost the same terms, as if disciplinary and theoretical affiliations could never be overcome. But this is only half of the story. Some people come a few time and leave for good, feeling that

this is a waste of time, but others have been attending for years; they have developed a clear and detailed understanding of the work done in other disciplines, and, in their own work, they address truly interdisciplinary issues, drawing, even if sometimes defensively, from different disciplines. Some of the students in the program, even though they come from either the social sciences or psychology, think and work across disciplines. So all of us who participate in this program, as permanent members or regular visitors, feel both a sense of frustration—couldn't this work better, move ahead faster, leave once and for all behind the initial misunderstandings?—and a sense of achievement—though not as much or as well-developed as we would like, something novel and relevant is emerging that could not have been fostered in a disciplinary context.

More generally, it turns out that the only way to have interdisciplinary work paid attention to, and, even if often misunderstood, at least not right away dismissed is to produce different versions of it for each of the disciplines concerned. You submit, say, one article to a psychology journal, with streamlined introduction and general discussion, a standard detailed experimental section, thorough references to the psychological literature, and using all the disciplinary buzz words in the right way. You develop basically the same argument for an anthropology journal with, *mutatis mutandis*, the same strategy, which this time involves providing a mere summary of the experiments, what psychologists would call anecdotal evidence, and much longer theoretical sections anticipating the objections most anthropologists tend to have to any naturalistic approach. Same concerns when you address to disciplinary audiences. Being an anthropologist, I have enjoyed going native in several disciplinary sub-cultures, and yes, there is much to learn from the experience. However, this makes serious involvement in interdisciplinary research a high investment endeavour. An easier way is to have enduring interdisciplinary collaborations among specialists of different disciplines. To be able to understand each other and conceive of common goals, they still need

not just good will, but something like the kind of training provided by the "Culture and Cognition" program at Michigan.

## A student's dilemma

D., a psychologist, and I are co-tutors of a particularly promising graduate student with degrees in philosophy, sociology, and biology, who is now at the end of his first year in a cognitive sciences doctoral program. He is participating in experiments in D.'s lab as part of his training. The student wants to choose, for his dissertation, an interdisciplinary research topic having to do with the cognitive basis and the cultural forms of morality. D., although he is currently involved in another interdisciplinary project on a related topic, tries energetically to convince the student to give up his idea and to choose—or accept—a strictly psychological research project closely related to work currently pursued in D.'s lab, and the results of which can be partly anticipated. Only if the student makes such a choice, does D. feel confident that he will be able to help him with his career. Interdisciplinary work is for when you already have a job! The student has been motivated throughout his studies by interdisciplinary goals and is very reluctant to accept. At the same time, he will need a grant, and later a job, and I cannot but confirm that, from this important practical point of view, D. is essentially right. As I have told quite a few students who wanted to work within the kind of interdisciplinary approach I have been defending, choosing an interdisciplinary research topic at the doctoral stage involves serious career risks. Also, it is much harder to get a proper training without investing all of one's energy into one discipline, or rather sub-sub-discipline. Happily, in this particular case, after several exchanges between all the people involved, and helped by the manifest excellence of the student, we find what looks like a realistic compromise, which will involve downplaying the interdisciplinary character of the research the student will in fact pursue (just the opposite rhetoric of that of the typical interdisciplinary grant proposal!). ▶

I see here a vicious circle: postponing interdisciplinary work to the time a researcher is well established means that such research is generally pursued as a side activity, with more goodwill than thorough competence, and that therefore, indeed, it will be much harder for a student to find proper supervision in an interdisciplinary than in a disciplinary area. Even more generally, this means that the inventiveness and creativity of younger scholars is discouraged from going into interdisciplinary work, slowing down this work, making it intellectually and practically less attractive, and so on.

The emergence of an interdisciplinary network In the late 80s we were a few anthropologists trying to develop a different kind of cognitive anthropology, drawing on the work of Noam Chomsky and of some outstanding developmental psychologists, arguing that the mind involves a variety of domain specific mechanisms and that these mechanisms played an important role in permitting cultural transmission and in shaping cultural contents. In 1990, a conference on domain specificity in cognition and culture was organised at the University of Michigan (see Hirschfeld and Gelman 1994). It brought together these anthropologists, developmental and evolutionary psychologists, and others. The cross-disciplinary convergence of interests was striking to many participants and has influenced their work ever since. This conference was the starting point of a network of collaborations that took the form, over the years, of several other conferences, workshops, research project mixing experimental work and anthropological fieldwork (as for instance in the collaboration between Scott Atran and Doug Medin, or that between Rita Astuti, Susan Carey, and Gregg Solomon). All these meetings and projects were made easier by the fact that grant giving agencies favour interdisciplinary research, and we did not have to strain the rhetoric to meet their criteria. The scientific output of this loose and growing network of researchers has gained the recognition I believe it deserved. A number of younger researchers involved have had an interdisciplinary training and have done interdisciplinary work from the start.

More generally, in a number of fields, major advances have involved interdisciplinary interactions. The example I just gave is not untypical of what has been happening in the cognitive sciences. Howard Gardner, an early historian of what he dubbed the “Cognitive Revolution” wrote in 1985: “At present most cognitive scientists are drawn from the rank of specific disciplines—in particular, philosophy, psychology, artificial intelligence, linguistics, anthropology, and neuroscience. ... The hope is that some day the boundaries between these disciplines may become attenuated or perhaps disappear altogether, yielding a single unified cognitive science.” (Gardner 1985: 7). Almost twenty years later, what do we observe? The disciplines have not merged (and, in cases such as that of philosophy or anthropology, only sub-disciplines were involved in the cognitive science enterprise anyhow), but each discipline has borrowed concepts, issues, tools, and criteria from others. To give just a couple of illustrations, modelling, inspired by artificial intelligence, is more and more used as a tool in psychology and neuroscience, and, more generally, the existence of a clear possibility of modelling a given hypothesis is recognised as a criterion for judging the acceptability of an hypothesis anywhere in the cognitive sciences. Issues about the character and role of representations, first raised in philosophy of mind, have become topics of controversy within and across all the cognitive sciences. It still is the case that most cognitive scientists squarely belong to a specific discipline, but it has become quite common for many of them to be routinely involved in intensive research programmes involving researchers from several disciplines. Some of us have gone one step beyond: we don’t belong anymore to a given discipline, or we belong to several. I, for instance, have done research and published in anthropology, linguistics, philosophy, and experimental psychology: I am at ease in each of these fields but not exactly at home in any. There is however—or so I believe—as much unity to my work as there would have been had I followed a more traditional course: my goal has been from the start to explore and develop some of

the common foundations of the social and cognitive sciences, and no single discipline offered an appropriate vantage point to do so. For some of us, interdisciplinarity (or transdisciplinarity, or call it the way you want) is a way of life. It is at least an ordinary aspect of their work for most researchers in the cognitive sciences (and also in other domains, for instance environmental studies). The cognitive sciences have become a new kind of (inter)disciplinary configuration, with less institutional unity than most established disciplines, but more dynamic interactions than recognised groups of disciplines such as the social sciences.

An interdisciplinary Web conference Between October 2001 and March 2002, an interdisciplinary conference on the future of the text in the electronic age took place, appropriately, on the Web. (It was organised by the Library of the Centre Pompidou in Paris, the Institut Jean Nicod, the Association Euro-Edu, and the GiantChair Company, and led by Gloria Origgi and Noga Arikha on the web site: [www.text-e.org](http://www.text-e.org)). Every fortnight, a lecture was put on line for discussion. The lecturers were historians, cognitive scientists, philosophers, librarians, and a publisher and a journalist. The people who participated in the discussions had even more diverse background. We often heard the following objection to the Web conference format: you lose the voices, the bodily communication, the conversations in the lobby or at lunch. True, but these do not have only beneficial effects. They quickly stabilise a pecking order among the participants based on age, sex, fluency, aggressiveness, and academic status. Some intervene with ease in all the discussions and others feel inhibited by their real or perceived position in the pecking order. In the case of an interdisciplinary conference, the disciplinary divisions tend to be maintained by all these forms of direct interaction: lobby and lunch conversations tend to be among disciplinary colleagues, public interventions are in good part aimed, directly or indirectly, at members of the same discipli-

ne, and so forth. We found that a web seminar gives participants greater opportunity to contribute to a discussion across disciplines and languages, without worrying about their status, affiliation, or fluency. Thus, unlike what happens at an ordinary interdisciplinary conference, nobody felt compelled to hail the interdisciplinarity of the occasion: it was there as a matter of course. Only when it was directly relevant, did participants mention their own disciplinary affiliation. The whole debates had the character of a thoughtful conversation, with a common goal of enhanced understanding, rather than that of a series of short intervention aimed as much at asserting or reasserting the speaker's authority or the precedence of his or her discipline.

More generally, much of the difficulty of interdisciplinarity has to do with the fact that attention, recognition, and authority are channelled by disciplinary institutions. In fact, this can be viewed as one of their primary functions. Even in ordinary interdisciplinary events, disciplinary networking is still quite potent. Before the advent of the Internet and the Web, most scientific communication was channelled by disciplinary institutions, labs, conferences, specialised libraries, journals, and so on. With the advent of the internet it has become much easier for individual researchers to establish and maintain communication based on common intellectual interests rather than on institutional alliance. The ever growing free availability of scientific papers on line renders researchers less dependent on the library of their home institution (including paid online subscriptions). Discussion lists (and now web conferences) recruit over time their own rapidly evolving communities. Thus interdisciplinary interaction becomes easier, and so does the recognition of interdisciplinary findings. The next step will come with the generalisation of teaching on the web: then, acquiring a scientific education à la carte may become a real possibility, boosting the development of interdisciplinary research in areas where it is genuinely fruitful, or so one may hope.

Concluding remarks

As Peter Weingart observed, talk of interdisciplinarity is fraught with paradoxes—of a superfi-

cial kind, I would add. On the one hand interdisciplinarity is touted as a “good thing,” contrasted with excessive specialisation, a “bad thing.” Yet, rather than the one displacing the other, both have greatly developed in the past decades—and specialisation more than interdisciplinarity. “Interdisciplinary” is used to describe—and praise—courses, research projects, or grant proposals, as routinely as “full-bodied” is used to describe red wines. This month (March 2003), “interdisciplinary” has 1 700 000 entries in Google, as compared, for instance, to 255 000 for “experimental.” Notwithstanding all this song and dance, the vast majority of scientific publications belongs squarely to an established discipline, as does the quasi-totality of academic and research jobs. Interdisciplinarity has not become a hot topic in philosophy of science. “Philosophy of science” combined with “interdisciplinarity” returns only 915 Google entries, as compared to, say, 4690 entries when combined with “reductionism.” With a few notable exceptions (which will be well-represented in this seminar), most people who have written on interdisciplinarity have done so from the point of view of science policy rather than from the point of view of philosophy, history or sociology of science. It might look as if, somehow, interdisciplinarity is one of these grand notions handy in political discourse, but not to be taken too seriously. As I hope to have illustrated, this is not always the case. Interdisciplinarity is not always a good thing, nor specialisation a bad thing, for the advancement of science. In some areas, disciplines and specialised subdisciplines may well be producing optimal results. In many others areas, on the contrary, disciplinary boundaries are an obstacle to desirable developments and interdisciplinarity helps optimise research. Should we conclude then that interdisciplinarity emerges unproblematically in those areas where it is scientifically productive? This would ignore the force of inertia of established disciplines. The development of valuable interdisciplinary work in cognitive science, for instance, is slowed down and made harder in a variety of ways by the standard disciplinary organisation of research and teaching. This rela-

tive difficulty of doing effective interdisciplinary work might be viewed as a mild negative side-effect of the otherwise highly positive disciplinary organisation of the sciences, a side-effect appropriately compensated for by institutional policies of encouraging interdisciplinary work. However—and I have left this for other, more competent contributors to this seminar to develop—disciplinarity itself deserves some serious rethinking. After all, the disciplinary organisation of the sciences as we know it is not a mere reflection in scholarship of everlasting natural divisions among levels of reality. It is a historical product which, in its present form, goes back to the nineteenth century and to the development of modern universities and research institutions. This organisation of the sciences may rapidly evolve with new social and economic demands on science, with the Internet and its growing impact on scientific communication (both in teaching and in research), and with the advancement of science itself. The current disciplinary system may be becoming brittle, and the growth of interdisciplinary research may be a symptom of this brittleness. More positively, new forms of scientific networking may be emerging, helped by the growing role of the Internet. Describing these forms in terms of disciplines and interdisciplinarity may fail to capture their novelty. All this deserves some serious rethinking.

Fußnoten

1. Astuti, R., Solomon, G., and Carey, S. (in preparation). Cross-cultural studies of essentialism: Human and animal kinds and individuals.
2. Atran, S. and Medin, D. (eds) (1999) *Folkbiology*. MIT Press
3. Gardner, H. (1985) *The Minds New Science: A History of the cognitive Revolution*. New York: Basic books
4. Hirschfeld, L., and Gelman, S. (eds.) (1994) *Mapping the Mind: domain Specificity in Cognition and Culture*. New York: Cambridge University Press.
5. Origgi, G. Arikha, N.(eds.) (2003) *Text-e: Le texte à l'heure de l'Internet*. Paris : Bibliothèque Publique d'Infor-

mation du Centre Pompidou

Weingart, P. (2000) „Interdisciplinarity: The Paradoxical Discourse.“ In P. Weingart and N. Stehr (eds.) *Practising Interdisciplinarity*. Toronto. University of Toronto Press.

Dan Sperber

Institut Jean Nicod

(EHESS/ ENS/ CNRS)

1bis av. Lowendal

75007 Paris, France

[dan@sperber.com](mailto:dan@sperber.com)

[http://www.interdisciplines.org/  
interdisciplinarity/papers/1](http://www.interdisciplines.org/interdisciplinarity/papers/1)





*Greek & German*

# Leerstellen als Erinnerungsanlässe

Interkulturelle, intermediale und interdisziplinäre Dimensionen eines literaturwissenschaftlichen Theorems

von Peter Matussek

## Zusammenfassung

Der Beitrag gibt ein Beispiel dafür, wie philologische Kompetenz für die Analyse von medienkulturellen Phänomenen fruchtbar gemacht werden kann. Ausgehend von Wolfgang Iser's Leerstellentheorem wird nach der Funktionsweise ästhetischer Erinnerungsanlässe gefragt – zum einen in systematischer Hinsicht durch einen Vergleich von Schrift, Bild und Klang, zum anderen in historischer Hinsicht durch einen Vergleich analoger und digitaler Medien. Es ergibt sich, daß die ästhetischen Strategien, mit denen traditionellerweise Literatur, bildende Kunst und Musik Leerstellen eröffnen, auf Animationen beruhen, die durch ihre computertechnische Realisierung grundsätzlich nivelliert werden. Folglich bedarf es neuer Verfahren der Leerstellengenerierung, um unter den Bedingungen digitaler Medien die Erinnerung zu aktivieren.

Philologische Kompetenz beschränkt sich nicht auf die Arbeit an Texten. Täte sie es, würde sie auch den Texten nicht gerecht werden. Um diese in ihrer Bedeutungsvielfalt zu verstehen, bedarf es einer Berücksichtigung ihrer Zusammenhänge und Wechselwirkungen mit der Medienkultur, in die sie eingelassen sind. Daß es sich so verhält, habe ich in meinem Beitrag *Germanistik als Medienkulturwissenschaft* im vorliegenden Band programmatisch dargelegt. Wie ein solches Programm umgesetzt werden kann, möchte ich im folgenden anhand eines Beispiels vorführen – eines Beispiels für ein Verfahren, das die Untersuchungsgegenstände mit philologischen Ansätzen daraufhin befragt, inwiefern sie als Medien kultureller Praktiken zu verstehen sind.

Der philologische Ansatz, auf den ich mich dabei stütze, ist das Leerstellen-Theorem, das von Wolfgang Iser in den 1970er Jahren formuliert wurde,<sup>1</sup> dort in der Zwischenzeit in Vergessen-

heit geriet, und neuerdings eine nachholende Rezeption erfährt – interessanterweise vorwiegend in außerliterarischen Medien- und Wissenschaftsbereichen. Daß damit auch interkulturelle Dimensionen berührt werden, bedarf kaum einer Erwähnung in einem Land, in dem die Lehren von der Leere tief verwurzelt sind. Ich gehe deshalb auf diesen Aspekt nicht näher ein und verweise nur auf die entsprechenden Beiträge zu Goethe und Rilke im vorliegenden Band. Hier soll es vor allem um die interdisziplinären und intermedialen Aspekte des Theorems gehen. Zunächst aber sei der Begriff näher erläutert, den ich im Zusammenhang mit dem der Leerstelle untersuchen möchte: den Begriff des Erinnerungsanlasses.

Die kulturwissenschaftliche Gedächtnisforschung hat im letzten Jahrzehnt große Fortschritte gemacht. Stellvertretend sei nur die einschlägige Studie *Das kulturelle Gedächtnis* von Jan Assmann<sup>2</sup> erwähnt (D 01)<sup>3</sup>. Wir wissen inzwischen sehr viel mehr über die Art und Weise, wie verschiedene Kulturen ihr kollektives Gedächtnis ausbilden – sei es in Texten oder Monumenten. Was bei diesen Untersuchungen allerdings etwas zu kurz gekommen ist, das ist die Frage, wie das kollektive Gedächtnis mit der individuellen Erinnerung zusammenhängt. Dieser Zusammenhang wird bei Jan Assmann noch nach dem Modell eines *Information Retrieval* erläutert. Demzufolge würde unsere Teilhabe am kulturellen Gedächtnis lediglich auf Entnahmen aus einem externen Speicher gesammelter Erinnerungen beruhen. Assmann schreibt: „Worum es hier geht, läßt sich am einfachsten in einer technischen Terminologie beschreiben. [...] Das Kommunikationssystem muß einen Außenbereich entwickeln, in den Mitteilungen und Informationen - kultureller Sinn - ausgelagert werden können, sowie Formen der Auslagerung (Kodierung), Speicherung und Wiedereinschaltung („retrieval“).“<sup>4</sup>

Es handelt sich also um die Basisfunktionen des Computers, die Assmann als Modell für das kulturelle Gedächtnis heranzieht. Demgegenüber regt sich heute Skepsis. Denn würde das kulturelle Gedächtnis so funktionieren wie ein Computerspeicher, dann müßte es uns äußerlich bleiben, da es nicht mit dem individuellen Erleben in Verbindung stünde. Genau dieses Problem wird ja in Deutschland aus gegebenem Anlaß viel diskutiert, z.B. in der „Mahnmaldebatte“ und der „Walser-Debatte“ (D 02). Stichwörter dieser Debatten, wie „Kranzabwurfstelle“ oder „Auschwitzkeule“ signalisieren, daß die an sich berechtigten und notwendigen Gedenkgebote oft als äußerlich empfunden werden, wenn sie nicht mit der persönlichen Situation zusammengeschlossen werden. Die Frage lautet also: Wie kann das Individuum eine Chance bekommen, sich mit seiner *eigenen* lebensweltlichen Erfahrung einzubringen in den Prozeß der Aneignung und produktiven Ausgestaltung des kulturellen Gedächtnisses?

Die Neurowissenschaften, die ebenfalls riesige Fortschritte im letzten Jahrzehnt machten, haben uns mittlerweile darüber aufgeklärt, daß auch die individuelle Erinnerung nicht ein *Speicherabruf*, sondern ein *konstruktiver Prozeß* ist, bei dem Vergangenes je nach der aktuellen persönlichen Situation neu imaginiert und inszeniert wird. Man spricht in diesem Zusammenhang auch von „Konfabulation“, d.h. davon, daß der momentane Lebenskontext mitwirkt an der Erzählung des Vergangenen. Es wird also immer auch die Vergangenheit von uns *neu zur Aufführung gebracht, neu performiert*, je nach Maßgabe aktueller Befindlichkeiten. Umgekehrt kann die persönlich erlebte Vergangenheit die Gegenwart imaginativ überformen. Alfred Hitchcock hat das eindringlich in *Vertigo* umgesetzt – einem Film, in dem sich ein Mann, der den Verlust seiner Geliebten nicht verschmerzt hat, eine an- ►

dere nach seinem Erinnerungsbild umgestaltet, also die Vergangenheit entsprechend seinen aktuellen Bedürfnissen re-inszeniert (D 03).

Mit dem neurowissenschaftlichen Paradigmenwechsel vom Speicher- zum Performanzmodell wurde ein Forscher wiederentdeckt, der schon Anfang des 20. Jahrhunderts publizierte, aber zwischendurch in Vergessenheit geraten war: der Biologe Richard Semon. Daniel Schacter, ein führender Vertreter der performativen Wende in der Neurowissenschaft, nennt ihn einen „neglected pioneer“<sup>5</sup> (D 04). Denn Semon prägte nicht nur den Begriff des „Engramms“, der die Einschreibung von Gedächtnisspuren in den individuellen Organismus bezeichnet, sondern auch einen Gegenbegriff hierzu, der sich vom Modell der Wiedereinschaltung signifikant unterscheidet: die „Ekphorie“. Damit ist eine Reaktivierung von Gedächtnisspuren gemeint, die sich als Erregungsdisposition latent im Organismus erhalten haben. Diese Reaktivierung ist per definitionem keine 1:1-Wiederholung eines Gedächtnisinhalts, sondern verbindet je nach Ähnlichkeit der Sinnesstimuli die aktuelle und die vergangene energetische Situation des Erinnernden (a).<sup>6</sup>

Semons Erinnerungsmodell ist auch für die kulturwissenschaftliche Gedächtnisforschung interessant, da es der Dynamik des geschichtlichen Lebens näher kommt als das Modell von Speicherung und Wiedereinschaltung. Schon Aby Warburg hatte das erkannt und den Versuch gemacht, sein *Mnemosyne*-Projekt auf Semons Begriff der Ekphorie zu stützen. Er sprach in diesem Zusammenhang von der „Energiekonserve Symbol“<sup>7</sup>. Diese Energiekonserve zu öffnen, hieß für Warburg nicht, invariante Gedächtnisinhalte abzurufen, sondern - ganz im Sinne Semons - den energetisch-dynamischen, in „Pathosformeln“ aufbewahrten „Prozeß [...] der Einverseelung vorgeprägter Ausdruckswerte“<sup>8</sup> nacherlebbar zu machen. Dies tat er insbesondere durch das Verfahren der Konstellation von untereinander ähnlichen Bildmotiven (D 05). Der Betrachter sollte durch derartige Ähnlichkeitsbeziehungen dazu gebracht werden, buchstäblich am eigenen Leibe nachzuvollziehen, wie sich energetische Muster, als Gesten, in der Bildge-

schichte wiederholen und so die eigene Teilhabe an diesem Prozeß erfahren.

Was aber bei Semon wie bei Warburg unklar blieb, ist die Rolle der *individuellen* Vorstellung bei der Ekphorie des Vergangenen. Wie muß der ästhetische Stimulus beschaffen sein, der ein Individuum veranlaßt, auf mediale Präsentationen des kulturellen Gedächtnisses mit *eigener*, imaginativer Erinnerungsaktivität zu reagieren? Welche Wahrnehmungsformen gestatten es dem Einzelnen, sich authentisch angesprochen zu fühlen, so daß er sich in eine Erinnerungskultur mit seiner *persönlichen* Situation und Erfahrung einbringen kann?

Ich glaube, daß die Literaturwissenschaft zur Klärung dieser Schlüsselfrage der kulturwissenschaftlichen Gedächtnisforschung einen wesentlichen, bisher in dieser Funktion kaum beachteten Beitrag leisten kann, wenn sie das Leerstellentheorem Wolfgang Isters in einem erweiterten Verständnis zur Anwendung bringt. Für eine solche Erweiterung gibt es bereits Vorreiter: Was Iser in den 1970er Jahren in bezug auf literale Gegenstände formulierte, hat in der jüngsten Wissenschaftsgeschichte auch auf andere Bereiche der Medienkultur Anwendung gefunden – explizit in der Kunstgeschichte<sup>9</sup> und der Filmtheorie,<sup>10</sup> implizit in der Musikphilosophie<sup>11</sup> und der Theorie der Neuen Medien<sup>12</sup>.

Das neuerwachte und verbreiterte Interesse an diesem Theorem läßt sich damit erklären, daß es auf die aktuelle Frage nach der Vermittlung zwischen individueller Erinnerung und kollektivem Gedächtnis eine differenzierte Antwort zu geben vermag: Iser beschrieb die Struktur der literarischen Leerstelle als „Besetzbarkeit einer bestimmten Systemstelle im Text durch die Vorstellung des Lesers“<sup>13</sup>. Es gibt also offenbar Textkonstruktionen, die so beschaffen sind, daß sie nicht einfach die aufgezeichneten Bedeutungen repräsentieren, sondern in ihrem Gefüge Öffnungen aufweisen, die den Leser anregen, „zwischen den Zeilen“ zu lesen und es ihm so gestatten, seine individuelle Imagination in das Gelesene einzubringen. Damit wird uns ein Modell geliefert, nach dem auch hinsichtlich anderer Medien des kulturellen Gedächtnisses die Vermittlung mit dem individuellen Erinnern funktionieren könnte.

Iser hat diese Generalisierung nicht selbst vorgenommen. Er bezog das Phänomen der Leerstelle ausschließlich auf die moderne Literatur, den polyperspektivischen Roman. Doch ich möchte im folgenden zeigen, daß wir ähnliche Sachverhalte in der Schriftrezeption allgemein und darüber hinaus auch in anderen Formen medialer Wahrnehmung, Bild und Klang, vorfinden. Parallel mit dieser *systematischen* Frage möchte ich zugleich die *historische* Frage erörtern, ob im Übergang von analogen zu digitalen Medien grundlegende Änderungen zu registrieren sind. Bleiben wir also zunächst bei der Schrift, um die drei Grundfragen zu erörtern: Wie funktionieren Leerstellen in diesem Medium? Wie manifestieren sie sich historisch? Und inwieweit ändert sich ihre Funktionsweise durch den Übergang zum elektronischen Schreiben?

## 1. Literarische Leerstellen

Die „Besetzbarkeit“ einer Schriftstelle ist nicht erst durch ihre Literarizität gegeben, sondern bereits auf der Ebene der schieren Buchstabenerkennung. Schon in der Natur des Lesevorgangs ist es begründet, daß Texte uns zur Ergänzung von Leerstellen veranlassen. Durch neue Verfahren der Blickaufzeichnung (D 06) läßt sich sehr genau registrieren, daß unsere Augen in sogenannten Saccaden von einer Textstelle zur nächsten springen, wobei die Zwischenräume spontan mit Erinnerungsbildern ausgefüllt werden (D 07). Diese Ergänzungsleistungen können deshalb je nach persönlicher Situation des Rezipienten zu signifikanten Lesefehlern führen – so etwa, wenn eine studentische Hilfskraft beim Eintrag einer Warburg-Monographie in unsere Literaturdatenbank statt „Nachleben“ der Antike „Nachtleben“ tippt und damit verrät, wo ihre Gedanken sind.

Zu ähnlichen Befunden führten schon die Versuche von Goldscheider und Müller 1893 – und zwar mit Tachistoskop-Experimenten: Je nach dem Grad der Ähnlichkeit der kurz präsentierten Zeichengruppen war die Wiedererkennungsrate

der Probanden höher oder niedriger (D 08). Dar- aus läßt sich schließen, daß beim Lesen nicht die genauen Formen der Buchstaben erfaßt wer- den, sondern nur deren ungefähre Umrisse; der Rest wird nach Möglichkeit mit Erinnerungen an Bekanntes aufgefüllt. Henri Bergson hat aus die- ser Beobachtung weitreichende Konsequenzen für seinen Begriff einer imaginativen Erinnerung gezogen (D 09). Er folgerte, „daß fließendes Le- sen in Wahrheit ein Erahnen ist: unser Geist er- faßt da und dort schnell ein paar charakteristi- sche Züge; den ganzen Zwischenraum füllt er mit Erinnerungsbildern aus, die er auf das Pa- pier projiziert, wo sie die wirklichen gedruck- ten Buchstaben verdrängen, ersetzen, ja zu sein scheinen. So sind wir unaufhörlich schaffend oder rekonstruierend tätig.“<sup>14</sup>

Freilich ist das nur eine Analogie zu dem Mo- dell von Wolfgang Iser. Isers „Leerstellen“ bezie- hen sich nicht auf das buchstäbliche Schriftbild, nicht auf physiologische, sondern interpretato- rische Vakuolen, die hermeneutische Kombina- tions- und Ergänzungsleistungen veranlassen. Daß diese aber nicht erst mit der Polyperspek- tivik des modernen Romans auftauchen, son- dern zu den ältesten literarischen Verfahren überhaupt gehören, möchte ich an einem Au- tor zeigen, den der Altphilologe Wilamowitz-Mo- ellendorff als „ersten echten Schriftsteller der griechischen Antike“<sup>15</sup> bezeichnete, der aber zu- gleich immer wieder als radikaler Schriftgegner herangezogen wird: nämlich Platon. In unserem Zusammenhang interessiert besonders dessen Dialog *Phaidros*, der von der ambivalenten Stel- lung der Schrift zwischen Erinnerung und Ver- gessen handelt. Ich werde deshalb kurz auf die- sen Dialog eingehen und zunächst etwas zum historischen Kontext sagen.

Platons *Phaidros* reflektiert den in Griechenland gerade erst vollzogenen Übergang von der Ora- lität zur Literalität (D 10). Die Forschung zu die- sem Übergang ist es, die ganz maßgeblich zur Entstehung der modernen Medientheorie ge- führt hat. Milman Parry war es in den 1920er Jahren gelungen, den empirischen Nachweis für eine These zu erbringen, die seit August Wilhelm Schlegel immer wieder nur als Vermutung vorge-

bracht werden konnte: nämlich daß die homeri- schen Epen ursprünglich kein schriftstellerisches Werk seien, sondern dazu bestimmt waren, ge- sungen, also mündlich überliefert zu werden. Anhand von Feldstudien bei den jugoslawischen Guslaren, die seinerzeit als letzte lebende Epen- sänger galten, zeigte Parry, daß charakteristische Stilmerkmale der homerischen Epen (formelhaf- te Wiederholungen, Rhythmik etc.) primär die Funktion hatten, besser im Gedächtnis behalten werden zu können – also nicht auf literarischen Formwillen, sondern die Erfordernisse einer ora- len Mnemotechnik zurückgingen.<sup>16</sup>

Parrys Beobachtungen sind vor allem durch die Veröffentlichung seines Schülers Albert B. Lord aus dem Jahre 1960 bekannt geworden.<sup>17</sup> Ge- radezu schlagartig erschienen in den folgenden Jahren eine Reihe bedeutender Untersuchungen zur Medienabhängigkeit von kulturellen Äuße- rungsformen, insbesondere zum Verhältnis von Schriftlichkeit und Mündlichkeit, darunter Mar- shall McLuhans *Gutenberg-Galaxis*<sup>18</sup>, Eric Have- locks *Preface to Plato*<sup>19</sup> und Walter Ongs *Pres- ence of the Word*<sup>20</sup>.

An Platon freilich scheiden sich bis heute die Geister. Wenn er im *Phaidros* die Schrift kritisie- ren läßt, so tut er dies m.E. nicht, wie insbeson- dere von Havelock und Ong behauptet wird, in- dem er die herkömmliche Oralität gegen die neue Literalität ausspielt, sondern indem er das neue Medium selbstreferentiell macht und *mit* dem neuen Medium die Aufmerksamkeit des Lesers für dessen Mängel weckt, so daß diese Mängel im Prozeß der Lektüre transzendiert werden. Es handelt sich hierbei um eine Frühform von Inter- textualität – Jan Assmann nennt sie „Hypolep- se“<sup>21</sup> –, die den von der Schrift bewirkten Verlust an situativer Erfahrung, die die mündliche Rede mit sich bringt, durch *literarische* Strategien zu kompensieren sucht. Just der vermeintliche Schriftgegner Platon ist für dieses hypoleptische Verfahren repräsentativer als jeder andere antike Autor. Seine Dialoge sind nicht, wie immer wie- der gesagt wird, Versuche, die mündliche Rede unmittelbar in seine Texte einzuschalten, um ih- ren Schriftcharakter zu überwinden, sondern li- terarisch komplexe Gebilde. Wenn Platon Sokra-

tes sprechen läßt, dann so, wie es die Postkarte Derridas zeigt (D 11)<sup>22</sup>, die die *historischen* Ver- hältnisse entstellt, aber dadurch zugleich eine *philologische* Fehlannahme richtigstellt: Platon diktiert Sokrates, d.h. er läßt seinen Lehrer, des- sen mündliche Dialoge er vermeintlich authen- tisch aufgezeichnet hat, *literarische* Sätze sagen – denn es ist evident, daß Platon hier auktorial eingegriffen hat.

Wie Platons literarische Überwindung der Nach- teile der Schrift funktioniert, kann ich hier nur ausschnitthaft und in schematisch verkürzter Form darstellen (D 12):

Sokrates spricht in Platons Dialog mit Phaid- ros. Dieses Gespräch ist aber nur der Rahmen für ein anderes Gespräch (oral)<sup>23</sup>, dem zwi- schen Theut und Thamus. Das sind der ägypti- sche Gott der Weisheit und der Schrift (den die Griechen Hermes nannten) und ein sagenhafter altägyptischer Gottkönig. Das Szenario hat Sok- rates sich ausgedacht – er fingiert einen Mythos über die Erfindung der Schrift (literal). Demnach soll Theuth seine Erfindung dem König gegenü- ber mit dem Argument angepriesen haben, sie werde die Ägypter „gedächtnisreicher“ machen. Thamus aber soll laut Sokrates geantwortet ha- ben, daß das Gegenteil der Fall sein werde: Die Schrift, sagt er, „wird den Seelen der Lernenden vielmehr Vergessenheit einflößen aus Vernach- lässigung der Erinnerung, weil sie im Vertrauen auf die Schrift sich nur von außen mittels frem- der Zeichen, nicht aber innerlich sich selbst und unmittelbar erinnern werden“ (*Phaidros* 274e1– 275b2). Theuth alias Hermes hat also, Sokra- tes zufolge, ein trügerisches Gedächtnismittel gefunden, denn indem es die *Mneme* stützt, schwächt es sie.

Nun ist es aber bemerkenswert, daß Platon sei- ne im Gespräch über das Gespräch enthaltene Schriftkritik seinerseits *schriftlich* festgehalten hat (literal!). Dieser Selbstwiderspruch ist viel diskutiert worden. Ich glaube nicht, daß Platon sich seines literarischen Tuns in einem just da- von handelnden Text unbewußt war. Ich glaube vielmehr, daß er ein Verfahren vorführen will, ►



wie *mit Schrift* über die im Dialog herausgestellten Begrenzungen der Schrift hinauszugehen ist. Dieses Verfahren operiert mit wiederholten Spiegelungen von Literalität und Oralität. Platon vollzieht damit eine Verschachtelung von Textebenen, die sich gegenseitig durch Rahmungebung relativieren und so jeweils als *situativ bedingte* Darstellungsebenen kenntlich machen. Die innere Verschachtelung des Textes setzt dabei eine Dynamik in Gang, die über ihn hinaus fortgesetzt wird: Es ist schlechterdings nicht möglich, den Platonschen Dialog zu lesen, ohne daß der Leser dieses *schriftkritischen* Werks daran erinnert wird, daß er selbst gerade Leser einer *Schrift* ist (literal“). Die Lektüre selbst wird als *situativer* Akt erlebt – was normalerweise nicht der Fall ist. Normalerweise vergessen wir unsere aktuelle Lebenssituation beim Lesen. Hier fordert der Text ein Situationsbewußtsein heraus – ein „ich lese“, das die Rezeption der Schrift aufgrund ihrer selbstreflexiven Struktur begleitet und somit die *literarisch* festgehaltene *Oralität* im Verhältnis zwischen Buch und Leser re-performiert.

Was geschieht nun mit solchen literarischen Erinnerungstechniken, wenn sie auf digitale Medien übertragen werden? Ändert sich hierbei etwas Grundsätzliches? Oder bietet sich die Hypertextstruktur nicht geradezu an, derartige Verschachtelungen zu realisieren?

In der Tat gibt es zahlreiche derartige Adaptions- und Überbietungsversuche Platons. Das Argument ist dabei immer wieder, daß der Hypertext die Lösung für die von Platon aufgezeigten Probleme der Schrift sei, weil er noch besser als Platons Dialoge Interaktivität ermögli- che (D 13)<sup>24</sup>. Durch die Eingriffsmöglichkeiten in die Struktur von Texten entstehe eine „sekundäre Oralität“, die die primäre an situativer Anpassungsfähigkeit noch übertreffe (D 14)<sup>25</sup>. Das Argument geht zurück auf Walter Ong, den Freund und Schüler McLuhans, der im Anschluß an Havelocks Charakterisierungen der mündlichen Kultur der Griechen manche ihrer Charakteristiken wiederkehren sieht: Die elektronischen Medien dementieren ihm zufolge die von der Schrift bewirkte Distanzierung zwischen Autor und Leser; denn das globale Dorf biete Partizipationsmöglichkeiten, die die Merkmale der primären

Oralität, Situations- und Adressatenbezogenheit, auf höherer Stufe erneuerten.<sup>26</sup>

Wenn überhaupt, kann dieses Argument aber nur für andere als die bisher gezeigten Beispiele geltend gemacht werden, da diese keine Partizipations-, sondern nur a priori festgelegte Navigationsmöglichkeiten bieten. Wie aber verhält es sich beim *kollaborativen* Hypertext, bei dem der Leser sich aktiv einschreiben kann?

Ein weiteres Hypertext-Beispiel, das ebenfalls auf Platon Bezug nimmt, mag das verdeutlichen (D 15). Der User kann hierbei in die Rolle von Sokrates' Gesprächspartnern schlüpfen, um dann entweder der vorgegebenen Dialogstruktur zu folgen oder eigene Antworten per Email-Formular einzugeben. Die eingebauten Userantworten erscheinen dann wiederum als vorgegebene Alternativantworten. So verzweigt sich der Dialog dann gemäß der Dynamik der Leser-Zuschriften. Damit wird in der Tat eine aktive Partizipation des Rezipienten erreicht, wie sie herkömmliche Texte nicht bieten können. Die für unser Thema entscheidende Frage lautet aber, was bei einer solchen Ermächtigung des Lesers mit den Erinnerungsanlässen geschieht.

Bei Platon wurden diese rein kompositorisch, durch Verschachtelung der Textebenen realisiert. Der Hypertext dagegen vollzieht – so meine These – eine *faktische* Besetzung der Leerstellen, die in der Auseinandersetzung mit einem vorgegebenen Text der *kontrafaktischen* Imagination vorbehalten waren. Sobald man anfängt, den Dialog interagierend umzuschreiben, wird man feststellen, daß er gar kein Gespräch war, sondern ein *schriftlich* komponiertes Gefüge von Fragen und Antworten, die gemeinsam teilhaben an einer wohlkalkulierten Dynamik, die zerstört wird, wenn man von der Dramaturgie abweicht. Die Kombinationsoffenheit literarischer Leerstellen, die der Hypertext durch Verknüpfungen zu perfektionieren scheint, wird tatsächlich durch ihn nivelliert. Gerade *weil* die platonischen Dialoge invariant und nicht interaktiv sind, baut sich die Komplexität ihrer Struktur in der Vorstellung des Lesers auf. Dagegen vollzieht die Nachgiebigkeit des Hypertextes gegenüber jedem Ebenenwechsel eine permanente Komplexitätsreduktion. Für enzyklopädische An-

wendungen ist das – wie insbesondere Umberto Eco klar differenziert hat – ein enormer Vorteil, nicht aber unbedingt für ästhetische.

Es ist also kein Zufall, daß bisher trotz angestrebter Initiativen zur Förderung der Hypertext-Poesie kein einziger Versuch wirklich überzeugen konnte. Schon macht das böse Wort von der „Klickeratur“ die Runde. Denn dasjenige, was den Appellcharakter der Lektüre sonst ermöglicht: das Absehen vom Schriftbild, das wird hier durch Funktionsaufladung der Oberfläche behindert. Der Hypertext funktioniert nur als „Clickable Map“, die als *graphisches* Objekt rezipiert werden muß (D 16). Damit verschiebt er die Wahrnehmung vom Lesen zum Sehen – oder wie Aleida Assmann es unterschieden hat: vom „reading“ zum „gazing“.<sup>27</sup> Beim „reading“ schauen wir durch das Schriftbild sozusagen hindurch, um den Text zu verstehen. Beim „gazing“ halten wir uns am Erscheinungsbild der Schrift fest, was einer intensivierten Lektüre tendenziell hinderlich ist.

Das heißt nun nicht, daß der Hypertext nicht auch Leerstellen aufbieten könnte, die eine ästhetische Transzendierung seines enzyklopädischen Charakters veranlassen. Doch hierfür sind Operationen vonnöten, die das vermeintlich Nebensächliche, das *Erscheinungsbild* der Schrift, betreffen: An der *graphischen Oberfläche* vollziehen sich alle maßgeblichen kreativen Innovationen des elektronischen Textes. Um diese neuen Modalitäten des Lesens zu erforschen, müssen wir uns mit Fragen der piktoralen Wahrnehmung beschäftigen. Ich gehe daher nun über von der Schrift zum Bild, um abermals zu fragen, wie sich hier Leerstellen manifestieren können, zunächst grundsätzlich, dann historisch, und schließlich mit Blick auf Veränderungen in der Computermoderne.

## 2. Bild

Erst in jüngster Zeit haben Kunstgeschichtler, Architektur- und Kinotheoretiker den Terminus lers aufgegriffen und für ihre Interpretationsgegenstände fruchtbar gemacht. So macht etwa ▶

der Hamburger Kunsthistoriker Wolfgang Kemp an Gérômes Gemälde *Der Tod des Marschall Ney* verschiedene Arten von Leerstellen aus (D 17): z.B. die leere Fläche der Mauer als Ort und Spur einer unbestimmten vergangenen Handlung oder den *Raum vor dem Bild*, der durch die Bewegungsrichtung des zurückblickenden Soldaten nur angedeutet wird und vom Betrachter erschlossen werden muß.

Ich gehe auf Kemps Beispiel der imaginativen Ergänzungen von visuellen Leerstellen nicht näher ein, sondern möchte zur Erläuterung des erinnernden Sehens unter den Bedingungen analoger Medien wiederum auf eine antike „Urszene“ zurückgreifen, um sie dann im Vergleich mit den Gegebenheiten digitaler Medien auf Kontinuitäten und Diskontinuitäten zu überprüfen. Als eine solche Urszene bietet sich der Pygmalion-Mythos an – jene von Ovid überlieferte Geschichte, in der sich ein Bildhauer eine Frau nach seinen Wunschvorstellungen schafft (D 18).

Was bei Ovid den Vorgang der Beseelung plausibel macht, ist die *Scham*: Pygmalion hat sich von den Propoetiden abgewendet, weil diese schamlos gewesen sind, und zur Strafe in Stein verwandelt wurden (Met. X, V. 241 f.). Er selbst schafft sich nun eine Skulptur, die den Ausdruck der Schamhaftigkeit annimmt. Ovid dürfte dabei den klassischen Bildtyp der „Venus pudica“ – der *schamhaften Venus* – vor Augen gehabt haben (D 19). Über den Moment der Animation des Artefakts heißt es: „Wie einer wirklichen Jungfrau ihr Antlitz, du glaubtest, sie lebe,/ wolle sich regen, wenn die Scham es ihr nicht verböte.“ (V. 250 f.)<sup>28</sup> Damit wird gerade die Erstarrung, das Merkmal der Statuenhaftigkeit, für den Betrachter zum Zeichen einer seelischen Regung, d.h. der „Animation“ im Wortsinn.

Wenn wir diesbezüglich nun wiederum den Vergleich mit digitalen Medien vornehmen, können wir abermals eine signifikante Veränderung feststellen: Der Begriff der Animation, der einmal den Vorgang der Beseelung durch übernatürliche Kräfte bezeichnete, ist im Computerzeitalter zum *terminus technicus* geworden. „Animierte“ Kultfiguren wie Lara Croft (D 20) scheinen (ähnlich wie der Hypertext den Platonischen Dialog) ihre analogen Vorläuferinnen zu überbieten, da

sie sich nun tatsächlich bewegen können und nicht darauf angewiesen sind, durch eine Erstarrungsgeste die Not ihrer Nichtbeweglichkeit in die Tugend der schamhaften inneren Seelenregung zu verwandeln.

Doch entgegen einer verbreiteten Ansicht beruht der Kultstatus solcher Cyberwesen nicht auf der täuschend „echten“ Simulation ihrer Körperlichkeit, sondern gerade auf Schematisierung und Entindividualisierung – Kriterien, die schon für den Ikonenkult gelten. Das läßt sich zum Beispiel an Kismet demonstrieren, einem Geschöpf des MIT, das auf seine Umwelt durch optische Erkennungsprogramme mit Gefühlsausdrücken reagiert (D 21). Die Produzenten haben sich keine große Mühe gegeben, diesem Wesen eine realistische Physiognomie zu verleihen. Und dennoch weckt es Sympathiegefühle, evoziert unsere Projektion von Lebendigkeit. Dies kann gerade deshalb geschehen, weil das Artefakt eine organische Mangel Ausstattung vorweist, die im Sinne des Leerstellentheorems zur imaginativen Ergänzung einlädt. Verstärkt wird dieser Effekt dadurch, daß das Digitale selbst den Charakter des Geheimnisvollen angenommen hat. Gerade weil sich das „Innenleben“ der Computer unserer Sinneswahrnehmung entzieht, erscheinen uns ihre Animationen oft nicht als tote Automatismen, sondern als beseelt.

Ein Pionier der Künstlichen Intelligenz, Joseph Weizenbaum, hat sich aufgrund solcher Beobachtungen in einen erschrockenen Kritiker dieser Technologie und ihrer Mythen verwandelt. Sein Dialogprogramm ELIZA simulierte mit einfachen Mitteln einen Gesprächstherapeuten (D 22). Was Weizenbaum so schockierte, war das enorme evokatorische Potential des simplen Computercodes, der die menschlichen Benutzer dazu veranlaßte, ihm intimste Geheimnisse anzuvertrauen.<sup>29</sup> Das läßt sich ebenfalls mit dem Prinzip der Leerstelle erklären: Gerade die *Abwesenheit* des Anderen entfesselte die Wunschphantasie eines idealen Partners.

Die Weiterentwicklung der Animationstechnik allerdings sorgt dafür, daß auch diese Leerstelle allmählich von einem anderen Sinnesmedium besetzt wird. George Bernard Shaws *Pygmalion* (1912), dem Weizenbaum den Namen seines

Programms, ELIZA, entlehnte, hatte das schon antizipiert. In Shaws modernisierter Version des Mythos, die später unter dem Titel *My Fair Lady* (1963) vertont wurde, besetzt die *Phonetik* den Ort der visuellen Leerstelle und erweist sich als Folterinstrument (D 23). Der Imaginationsraum der eigenen Träume und Phantasien wird von der Disziplinarmacht der phonetischen Instruktion kolonisiert und zur Hörigkeit gezwungen: Die visuelle Leerstelle des Pygmalionmotivs kann also akustisch aufgefüllt und damit zum Verschwinden gebracht werden. So sind z.B. auch viele Menschen enttäuscht, die sich über Chatrooms im Internet – also einer rein von Bildzeichen orientierten Kommunikation mit entsprechend vielen Leerstellen – verliebt haben, und dann – beim Versuch, sich mit dem Partner zu verabreden –, das erste Mal dessen Stimme am Telefon hören.<sup>30</sup>

Auch das Internet hat aufgehört, ein rein visuelles Medium zu sein, sondern beginnt mittlerweile in einer Weise zu tönen, die der Phantasie die Flügel binden kann. Auch hier werden wir – zumindest im kommerziellen Bereich – den Effekt erleben, daß der offene Erwartungshorizont der Imagination auditiv eingeschränkt wird. Ästhetisch ambitionierten Multimedia-Produzenten fällt damit auch im Bereich des Klangs die Aufgabe zu, Leerstellen zu eröffnen.

### 3. Klang

Leerstellen sind für das Musikhören geradezu konstitutiv. Der gemeinsame Grundzug musikalischer Leerstellen – von der *Vox Omnia* über *Suspiratio*, *Generalpause*, *Zäsur*, *Suspension* bis hin zum Rauschen oder Schweigen – ist, daß es sich um Einschnitte in habituelle Hörmuster handelt, die aufgrund eines Kontrasteffekts zwischen Erwartung und Erinnerung eine gesteigerte Aufmerksamkeit auf den Vorgang des Hörens selbst bewirken. Die immanente Spannung zwischen der Wiedererkennungsfunktion musikalischer Strukturen und deren Subversion kommt bei aller Verschiedenheit der historischen

Stile immer wieder durch dasselbe Grundmuster zustande: Ein entweder vom Stück selbst oder musikgeschichtlich vorgegebener Klangeindruck wird aufgegriffen und zugleich dergestalt der Erwartung der Hörgewohnheit entzogen, daß die Erinnerung an das Frühere vertraut und unbekannt ineins erscheint. Eben das verbindet jede ambitionierte Klangästhetik mit dem Déjà-entendu-Effekt musikalischer Reminiszenz.<sup>31</sup>

Das hat in neuerer Zeit insbesondere John Cage musikalisch erfahrbar zu machen gesucht. Der radikalste Ausdruck hierfür ist sein Stück 4'33", das überhaupt keine Klangangebote macht, sich mithin als die absolute musikalische Leerstelle präsentiert (D 24). Das musikalische Gedächtnis wird damit aber nicht schlechthin verworfen. Vielmehr sollen die kulturell ankonditionierten Hörgewohnheiten, der „Klebstoff“ der Tonbeziehungen<sup>32</sup>, aufgelöst werden, um ein *anderes* Gedächtnis freizusetzen.

Entsprechendes kennt die Musikgeschichte nicht erst seit den Avantgardebewegungen – im Grunde fällt das Aufbrechen von Gedächtniskonventionen zugunsten eines davon verdeckten Erinnerungserlebens mit dem Ursprung der Musik selbst zusammen. Dies läßt sich am Mythos von Orpheus ablesen, der zweifellos *die* historische Urszene des erinnernden Hörens darstellt (D 25).

Orpheus ist als Sohn der Muse Kalliope ein Enkel von Mnemosyne, der Göttin der Erinnerung. Hinter dieser mythischen Überlieferung stehen offenbar schamanistische kulturelle Praktiken. So repräsentiert Orpheus einen Schamanen, der durch die Trancewirkung seiner Musik in der Lage ist, mit den Geistern von Verstorbenen Kontakt aufzunehmen.<sup>33</sup> Unter anderem klagt er so bewegend über den Verlust seiner Geliebten, daß ihr Erinnerungsbild lebendig wird: Er kann Eurydike aus dem Hades zurückholen. Dabei darf er sich nicht umblicken – ein Hinweis darauf, daß die Musik die sichtbare Welt transzendiert. In Ovids Version der Geschichte heißt es explizit, daß die reanimierte Eurydike solange folgt, wie Orpheus nicht versucht, ihrer im Bild habhaft zu werden. Nur virtuell, als Schatten, ist das Erinnerungsbild lebendig (D 26).

Wir wissen nicht, wie die Musik geklungen hat,

der die Griechen jene Wunderkraft zuschrieben. Wir können es nur indirekt, aus Beschreibungen und Abbildungen, erschließen. Dabei ist ein vorherrschendes Bildmotiv die Wirkung seines Gesangs auf Tiere (D 27). Es zeigt an, daß der orphische Klang unmittelbar die Instinkte anspricht. Die Tiere sind, wie Nietzsche das pointiert ausgedrückt hatte, die Meister der Selbstvergessenheit; sie würden diese Fähigkeit auch gerne den Menschen lehren – wenn sie nicht immer gleich vergäßen, was sie sagen wollten.<sup>34</sup> Der an die Instinkte appellierende Klang schafft eine Leerstelle im kulturellen Gedächtnis, die ältere, regressive Schichten des eigenen Unterbewußtseins zur Geltung kommen läßt. So erzählt etwa Apollonius von Rhodos, daß Orpheus die streitsüchtigen Argonauten mit seinem Gesang friedlich stimmt und einschlafen läßt, also buchstäblich „hypnotisiert“.<sup>35</sup>

Der Leerstellencharakter dieser sagenhaften Musik ist historisch lange so sehr beherzigt worden, daß es bis ins späte 15. Jahrhundert keinen Versuch gab, sich dem Stoff musikdramatisch anzunähern. Und Claudio Monteverdi bleibt es vorbehalten, 1607 mit seinem *Orfeo* die Tradition der Oper zu begründen. Hier setze ich ein, um den analogen Angelpunkt für den späteren Vergleich mit der digitalen Musik zu setzen.

Monteverdi inszeniert das Vermögen der Musik, Erinnerungen lebendig werden zu lassen, durch einen Kontrasteffekt. Zunächst läßt er Orpheus eine Arie singen, die auf ihre Wirkung hin berechnet ist (D 28): La Speranza, die Hoffnung, gab ihm den Rat, einen schönen Gesang, einen „bel canto“ anzustimmen. Mit extrem melismatischen Verzierungen, untermalt von Echos, gibt Orpheus eine Probe seiner Kunst. Überraschenderweise aber zeigt das bei Charon, dem Fährmann zur Unterwelt, keinerlei Wirkung! Monteverdi demonstriert mit dieser musikdramatischen Pointe, daß es nicht das kunstvolle Dekor ist, das der Musik ihre Macht verleiht. Das verzierte Bitten wird rüde zurückgewiesen (D 29). Es ist nun gerade diese Zurückweisung, die Orpheus zu ganz anderen musikalischen Effekten motiviert. In seiner Verzweiflung versucht er nicht mehr, seinen Zuhörer artistisch

zu beeindrucken, sondern bringt unmittelbar seine Gefühle zum Ausdruck. Und eben diese präkognitive, nicht berechnete Ansprache führt zum Erfolg. Die Macht der Musik besteht hier in einer hypnotischen Überwältigung: Charon ist kein Kunstkennner; er reagiert nicht interpretativ, sondern physiologisch auf Klänge. Gegen seinen Willen schläft er ein und gibt so den Weg zum Hades frei.

Die Musikgeschichte hat eine Fülle an Versuchen hervorgebracht, diese Zauberwirkung jeweils mit den zeitgemäßen Mitteln zu plausibilisieren und damit auditive Revolutionen begründet – von Monteverdi über Gluck und Offenbach bis hin zur neuesten Populärmusik, die wieder so unmittelbar wie möglich den archaischen Kern des Mythos, die Trance-Wirkung von Klangfarben und Rhythmen, zu reaktivieren sucht. Wiederum komme ich damit zur Frage nach den Auswirkungen des Übergangs von analogen zu digitalen Leerstellen, abschließend im Bereich der Musik.

Wer im Internet nach Orpheus sucht, findet ihn als Label für diese Musikrichtung gut vertreten. Die Bezugnahme auf die mythische Überlieferung vollzieht sich auch hier im Modus einer digitalen Amplifikation. So versteht sich etwa der Trance-Techno-Track *Engines of Orpheus* von EtherGun (2000) als Rückgriff auf die „true legend of Orpheus, undistorted by the Greek mythologists“ (D 30). Bei Techno geht es primär um physiologische Wirkungen des Hörens, die den Wachzustand des Alltags vergessen machen sollen, um sich präkognitiver Wahrnehmungsschichten inne zu werden. Dieser Leerstellencharakter gilt besonders für jene Produktionen, die unter dem psychedelischen Label „Trance-Techno“ firmieren (D 31). Das Instrumentarium dieser Musik bietet alle Möglichkeiten zur Erzeugung von Klängen, die Musikpsychologen als trancefördernd auflisten. Dazu gehören insbesondere repetitive Strukturen, Schwingungen und Rhythmen zwischen 4 und 13 Hertz, die im Gehirn eine dominante Alpha-Theta-Aktivität hervorrufen, sowie die Schalldruck-Empfindung sehr tiefer Töne. ▶

Dem kunstsinnigen Vorbehalt, daß Techno ein nervtötendes Gewummer sei, ist entgegenzuhalten, daß auch von Orpheus berichtet wird, er habe so laut gespielt, daß „allen die Ohren vom brausenden Spiele erdröhnten“.<sup>36</sup> Den Idealtyp solcher Musik kann man nicht hören, man muß ihn spüren, den Körper von der Musik forttragen lassen, mit dem Ziel einer vollständigen Dissoziation vom Alltagsbewußtsein. Auch beim Techno wird der „Klebstoff“ musikalischer Konventionen aufgelöst. Insofern eröffnet gerade das Dröhnen der Bass Drum eine absolute musikalische Leerstelle.

Man könnte also versucht sein zu sagen, dieses Dröhnen sei ein Pendant zum Schweigen von Cage. Allerdings ist die entleerende Wirkung der Techno-Trance völlig reflexionslos. Sie weckt keine Aufmerksamkeit für den Vorgang des Hörens, sondern unterbindet sie zugunsten einer rein körperlichen Präsenzerfahrung. Demnach finden wir auch im Bereich der Musik den Effekt, daß der Übergang von der analogen zur digitalen Leerstellenproduktion deren evokatorisches Potential durch Übererfüllung paralyisiert. Die musikalische Erinnerungstechnik schlägt auf ihrem technologischen Höhepunkt in reinen Präsentismus um. Die akustische Leerstelle wird total und verschwindet eben darum in der Verschmelzung von Mensch und Soundmaschine.

Doch gibt es auch hierzu die selbstreferentielle Gegenbewegung. Der deutsche Musiker Wolfgang Voigt etwa produziert eine hochreflexive Form von Techno, die mit vielfach geloopten Wagner- und Debussy-Fragmenten ein gefärbtes Rauschen erzeugt, das konsumistische Hörgewohnheiten umkehrt und das mit jedem Musikhören verbundene Gefühl eines *déjà entendu* als solches erfahrbar macht und damit eine auditive Selbstaufmerksamkeit erzeugt (D 32). Auf diese Art kann an eine im Abendland verschüttete Trancekultur angeknüpft werden – gerade durch verfremdendes Sampling der eigenen musikgeschichtlichen Tradition, die diese Trancewirkung zunehmend diszipliniert hatte.

In Korea ist das Erbe der auditiven Tranceinduktion durch den immer noch verbreiteten Schamanismus lebendiger geblieben (D 33). Inwieweit dadurch auch das Sensorium des erinnernden

Hörens stärker ausgeprägt ist, wäre eine lohnende Frage für interkulturelle Vergleichsstudien.

## Resümee

Die medial und historisch erweiterte Anwendung von Iusers Leerstellentheorem machte es möglich, unterschiedliche Formen der Erinnerungsaktivierung herauszuarbeiten. So erkennen wir auf der einen Seite die Tendenz, daß im Übergang von analogen zu digitalen Medien die ästhetischen Leerstellen ihr Erinnerungspotential verlieren, und zwar gerade *durch* die technische Realisierung des Virtuellen, das der Rezipient sonst in seiner Vorstellung aktiviert. Die Multimedia-Technologie sorgt zudem durch Einschmelzung der traditionell getrennten Sinnesbereiche in das Universalmedium Computer dafür, daß sie sich auch *gegenseitig* ihre Leerstellen nehmen. Wie wir gesehen haben, wird die Leerstelle im Text durch das Bild okkupiert, die im Bild durch den Klang und die im Klang schließlich durch sich selbst, indem sie totalitär wird: *Intertextuelle, interpiktorale, intertonale* Sphären ästhetischer Erfahrung scheinen also im Zeitalter der Multimedia-Technik mit digitalen Lückenfüllern zugeschüttet zu werden. Andererseits gibt es keinen Grund, daran zu zweifeln, daß eben diese Tendenz *mit* den Elementen der Digitaltechnik zur Selbstreflexion gebracht und insofern umgekehrt werden kann. So wie die analoge Kunst ihre Aufzeichnungsmaterialien gegen sich selbst zu wenden gelernt hatte, so vermag auch die digitale Kunst aus ihren hypermedialen Speichern neue Leerstellen hervorzutreiben. Die Voraussetzungen hierfür liegen, formelhaft gesagt, im Übergang von der *Multimedialität* zur *Intermedialität*. Darunter verstehe ich ein kontrastives Arrangement der drei Informationsträger Schrift, Bild und Klang, das Zwischenräume einer Schwellenerfahrung eröffnet, die zum Erinnerungsanlaß werden können.

Die vorstehenden Ausführungen mögen exemplarisch verdeutlicht haben, daß philologische Ansätze nicht zwangsläufig eine Einengung der Untersuchungsperspektive auf Texte erfordern, sondern mit Gewinn auf andere medienkulturelle Manifestationen angewandt werden können.

Dies bedeutet freilich nicht, daß Germanisten ihre literarhistorischen Kernkompetenzen verlassen und z.B. mit Kunst- oder Musikhistorikern konkurrieren sollten. Es bedeutet vielmehr, daß sich neue Möglichkeiten für einen Dialog mit den Nachbardisziplinen eröffnen – Möglichkeiten, die die Attraktivität unseres Fachs erhöhen und die man sich nicht mit dem phänomenfremden Verweis auf Disziplingrenzen nehmen lassen sollte. ■

Fußnoten ►



- <sup>1</sup> Iser, Wolfgang: Die Appellstruktur der Texte; Der Lesevorgang; Die Wirklichkeit der Fiktion. Elemente eines funktionsgeschichtlichen Textmodells. Konstanz 1971. – Iser, Wolfgang: Der Akt des Lesens. Theorie ästhetischer Wirkung; München 1976.
- <sup>2</sup> Assmann, Jan: Das kulturelle Gedächtnis. Schrift, Erinnerung und politische Identität in frühen Hochkulturen; München 1992.
- <sup>3</sup> Die Sigle „D“ bezieht sich auf die medialen Demonstrationen zu meinem Vortrag, die in verkürzter Form im Internet abrufbar sind unter [www.peter-matussek.de/Pub/V\\_42\\_Demos/](http://www.peter-matussek.de/Pub/V_42_Demos/).
- <sup>4</sup> Assmann, a.a.O., S. 22.
- <sup>5</sup> Schacter, Daniel L.: Forgotten Ideas, Neglected Pioneers: Richard Semon and the Story of Memory; Brighton 2001.
- <sup>6</sup> Semon, Richard: Die Mneme als erhaltendes Prinzip im Wechsel des organischen Geschehens; 3. Aufl. Leipzig 1911, S. 170.
- <sup>7</sup> Gombrich, Ernst H.: Aby Warburg. Eine intellektuelle Biographie; Frankfurt am Main 1981, S. 327, Anm. 7.
- <sup>8</sup> Warburg, Aby: Der Bilderatlas Mnemosyne. Hg. v. Martin Warnke u. Mitarb. v. Claudia Brink. Gesammelte Schriften, Studienausgabe. Hg. v. Horst Bredekamp u.a. Zweite Abteilung, Bd. II.1; Berlin 2000, S. 384.
- <sup>9</sup> Kemp, Wolfgang: Verständlichkeit und Spannung. Über Leerstellen in der Malerei des 19. Jahrhunderts. In: Ders. (Hg.): Der Betrachter ist im Bild. Kunstwissenschaft und Rezeptionsästhetik; Berlin Hamburg 1992, S. 307–333. – Boehm, Gottfried: Sehen. Hermeneutische Reflexionen. In: Konersmann, Ralf (Hg.): Kritik des Sehens; Stuttgart 1997, S. 272–299.
- <sup>10</sup> Bordwell, David [1994]: Ozu and the poetics of cinema; Princeton 1994. – Branigan, Edward [1998]: Narrative Comprehension and Film; New York 1998.
- <sup>11</sup> Macho, Thomas [1993]: Die Kunst der Pause. Eine musikontologische Meditation. In: Paragrana 2 (1993), H.1–2, S. 104–115.
- <sup>12</sup> Žižek, Slavoj [1996]: Die Virtualisierung des Herrn. In: Felderer, Brigitte (Hg.): Wunschmaschine Welterfindung. Eine Geschichte der Technikvisionen seit dem 18. Jahrhundert; Berlin Heidelberg New York 1996, S. 109–118.
- <sup>13</sup> Iser: Der Akt des Lesens, a.a.O., S. 284.
- <sup>14</sup> Henri Bergson: Materie und Gedächtnis. Eine Abhandlung über die Beziehung zwischen Körper und Geist; Hamburg 1991, S. 95.
- <sup>15</sup> Ulrich von Wilamowitz-Moellendorf: *Platon*; Berlin 1919, Bd. I, S. 389.
- <sup>16</sup> Parry, Milman: The Making of Homeric Verse; Oxford 1971.
- <sup>17</sup> Lord, Albert B.: The Singer of Tales; München 1965.
- <sup>18</sup> McLuhan, Herbert Marshall: The Gutenberg Galaxy (1962); Toronto 1997.
- <sup>19</sup> Havelock, Eric A.: Preface to Plato; Cambridge London 1963.
- <sup>20</sup> Ong, Walter J.: The Presence of the Word; New Haven London 1967.
- <sup>21</sup> Assmann, a.a.O., S. 280–292.
- <sup>22</sup> Derrida, Jacques: Die Postkarte von Sokrates bis an Freud und jenseits; Berlin 1982.
- <sup>23</sup> Die in Klammern gesetzten Attribute „oral“ und „literal“ beziehen sich auf die entsprechenden Knöpfe in der Internet-Präsentation D 12.
- <sup>24</sup> Bolter, J. David: Writing Space. The Computer, Hypertext, and the History of Writing; Hillsdale (NJ) 1991, S. 214 ff.
- <sup>25</sup> Kolb, David: Socrates in the Labyrinth [Hypertext]; Cambridge (Mass.) 1995.
- <sup>26</sup> Ong, Walter J.: Oralität und Literalität. Die Technologisierung des Wortes; 2. Aufl. Opladen 1987, S. 136.
- <sup>27</sup> Aleida Assmann: „Die Sprache der Dinge. Der lange Blick und die wilde Semiose“. In: Gumbrecht, Hans Ulrich / Pfeiffer, K. Ludwig (Hg.): Materialität der Kommunikation; Frankfurt am Main 1988, S. 237–251, hier S. 240 ff.
- <sup>28</sup> Auch als die Figur am Ende von Venus in einen realen Menschen aus Fleisch und Blut verwandelt wird, ist Scham ihr eigentliches Lebenszeichen: „Die Jungfrau fühlte die Küsse, / und sie errötete“ (V. 292 ff.).
- <sup>29</sup> Weizenbaum, Joseph: Die Macht der Computer und die Ohnmacht der Vernunft; Frankfurt am Main 1978.
- <sup>30</sup> Vgl. Döring, Nicola: Romantische Beziehungen im Netz. In: Thimm, Caja (Hg.): Soziales im Netz. Sprache, Beziehungen und Kommunikationskulturen im Internet; Opladen 2000, S. 39–70, hier: S. 58.
- <sup>31</sup> Vgl. Matussek, Peter: Déjà entendu. Zur historischen Anthropologie des erinnernden Hörens. In: Oesterle, Günter / Schneider, Lothar (Hg.): Déjà Vu; München 2002, S. 289–309.
- <sup>32</sup> Metzger, Heinz-Klaus: Versuch über prärevolutionäre Musik. Begleitheft zur Schallplatte Music before Revolution.
- <sup>33</sup> Luck, Georg: Magie und andere Geheimlehren in der Antike; Stuttgart 1990, S. 16 ff.
- <sup>34</sup> Nietzsche, Friedrich: Unzeitgemäße Betrachtungen. Zweites Stück: Vom Nutzen und Nachtheil der Historie für das Leben. In: Sämtliche Werke. Kritische Studienausgabe, 15 Bde. Hg. v. Giorgio Colli u. Mazzino Montinari; München Berlin New York 1988, Bd. 1, S. 243–334, hier S. 248.
- <sup>35</sup> Apollonius von Rhodos, Das Argonautenepos. Griechisch-Deutsch. Hg. v. R. Glei u. S. Natzel-Glei. 2 Bde. Darmstadt 1997, I, V. 518.
- <sup>36</sup> Ebd., V. 540.



## Zwischen Euphrat und Tigris

von Peter Reik

Aus einem Lagebericht:  
Die Übergabe des Kommandos  
Über die Irakischen Streitkräfte  
Hat keine Verbesserung  
Der desolaten Sicherheitslage gebracht

Wer zieht den letzten roten Strich?  
Unter die Todesbilanz  
Der Mörder und  
Glaubensbrüder , der Gotteskrieger  
Der Kriegsgewinnler  
und  
Witwen und Waisen

Wer zieht den letzten roten Strich  
Mit dem Blut

Des toten Schulmeisters,  
des zerfetzten Busfahrers  
Des gevierteilten Baumeisters  
Des gefolterten Arztes

Bilanzzahl: 50 bis 60 Opfere Menschen  
Pro Tag  
Addition des Todes,  
die Rechnung bleibt offen,  
Die Ziffer im Dunkeln

Bagdads offene Gräber  
Ausgehoben  
In mittelalterlicher Wehr  
Zum Graben gezogen  
Um die Stadt  
Zu schützen  
Gegen die Krieger  
mit geschlossenem Visier.

Homi K. Bhabha

## Im Dritten Raum statt zwischen zwei Stühlen

Das Dazwischen als produktiver Ort

von Imke Girssmann

### Ein Eklektiker sucht das „beyond“

„Zwischenräume als Ort der Innovationsgenese bedeutet die Akzeptanz von Unsicherheiten“<sup>1</sup>, stellen Dariusz Radtke und Hagen Schulz-Forberg in ihrem im vorletzten E.I.Q. veröffentlichten Artikel ZWISCHEN:RÄUME als Herausforderung des Denkens fest.

Mit genau diesem Gedanken, nämlich dem Zulassen des Nicht-Eindeutigen und dem Herausbilden neuer Potentiale aus dem Dazwischen, beschäftigt sich seit einigen Jahren der Literatur- und Kulturtheoretiker Homi K. Bhabha.

Bhabha entwirft mit seinem Konzept des „Dritten Raumes“ eine Theorie, die die „Produktivität des Uneinheitlichen, der Differenz“<sup>2</sup> unterstreicht und somit für das Thema des Zwischenraumes von Interesse ist.

Bhabhas Theorien beschäftigen sich mit kulturellen Phänomenen in einer postmodernen Welt. Sein Kulturbegriff ist dabei ein semiotischer, der „Kultur“ als ein über Symbole konstruiertes und sich im Prozess befindendes Begriffssystem versteht. Wenn im Folgenden von Kulturen im Plural die Rede ist, so sind damit also keinesfalls lediglich nationale oder ethnische Gebilde gemeint.

Bhabhas Basis liegt im Bereich der Kulturwissenschaft und der angelsächsischen postcolonial studies, zu einem großen Teil auch in der Literaturwissenschaft. Sein Ausgangspunkt ist die Migration in der heutigen postkolonialen Welt und so werde ich Bhabhas Theorie auch primär an diesen Beispielen aufzeigen. Schließlich ist sie, gleich, aus welcher Perspektive betrachtet, im heutigen Europa ein wichtiger Faktor – da aber nicht zuletzt Bhabha selbst ein großer Eklektiker ist, können wir seine Gedanken getrost auch auf andere Bereiche anwenden und uns dabei gerade im Hinblick auf gesellschaftliche Diskurse andere Blick- oder Denkwinkel eröffnen lassen.

Oft als postmoderner Theoretiker bezeichnet, möchte Bhabha selbst das Präfix „post-“ als mehr als ein reines „danach“ verstehen – die Postmoderne erkennt er nur als eine solche an, wenn sie über Bestehendes hinaus geht, das „beyond“ ist für ihn das wichtigste. Dieses „darüber hinaus“ beinhaltet allerdings auch die Erkenntnis, dass epistemologische Grenzen, und zwar auch als artikulatorische Grenzen dissonanter Geschichten, bestehen – von denen es gilt weiterzudenken.

An diese Ausgangsthese anknüpfend entwirft Bhabha die Theorie des Dritten Raumes, in dem nicht lediglich eine Vermischung zweier oder mehrerer Konzepte – Ideen, Historien, Narrative, Überzeugungen – stattfindet, sondern diese zu etwas eigenem Neuen transformiert werden. Damit bezieht Bhabha zum einen eindeutig Stellung in aktuellen Diskursen um Multikulturalität, und zwar sowohl gegen einen Fundamentalismus als auch gegen die liberale Auffassung eines fröhlichen „Multikulti“. Zum anderen stellt er den verbreiteten Blick auf Menschen mit „migrantischem Hintergrund“, der diese als lediglich orientierungslos „zwischen den Stühlen“ sitzend und um Identität ringend betrachtet, in Frage, indem er ihnen eben durch die Bewegungsfreiheit in jenem Zwischenraum eine produktive „double vision“ anerkennt.

Der Begriff des Dritten Raumes stammt allerdings nicht aus Bhabhas eigener Feder: Er prägt ihn in der Auseinandersetzung mit dem gleichnamigen Konzept des marxistischen US-amerikanischen Literaturtheoretikers und Politikwissenschaftlers Frederic Jameson.<sup>3</sup>

Der Fundus anderer Theorien, aus dem Bhabha schöpft, ist ein großer: Wichtige Ausgangspunkte sind neben Konzepten Benjamins und Heideggers vor allem die postkoloniale Theorie Saids, die Machtanalyse Foucaults, der Dekonstruktivismus Derridas und die Psychoanalyse Lacans und Fanons. Ganz im Sinne des beyond – und eines radikalen Eklektizismus – versucht Bhabha, in ihrer Anwendung über sie hinaus zu gehen.

Bhabhas Ansatz erscheint zu großen Teilen abstrakt, teilweise auch widersprüchlich, was ihn ins Kreuzfeuer einiger Kritik gebracht hat, an die ich später auch anknüpfen werde.

Zunächst aber werde ich versuchen, Bhabhas Theorie anhand seiner zentralen begrifflichen Konzeptionen zu erläutern. Davon ausgehend möchte ich die Ideen der Hybridität und des Dritten Raumes vorstellen und dabei auch auf deren – auf Bhabhas Sicht inhärente – politische Implikationen und ihre Verknüpfungen mit Literatur und Kunst eingehen. Auf einen Überblick zu den besagten kritischen Überlegungen folgend werde ich ein konkretes Beispiel für die Anwendung Bhabhas Theorie vorstellen und abschließend einige Gedanken zu einem möglichen Integrieren in unseren Alltag äußern.

### Differenz und Übersetzung – Bhabhas begrifflicher Weg zum Dritten Raum

Homi K. Bhabha, der heute an englischen und amerikanischen Universitäten als Literaturwissenschaftler arbeitet, wurde 1949 in Indien geboren, als Zugehöriger der religiösen Minderheit der Parsi. In einem Interview beschreibt Bhabha diese aus Persien stammende Ethnie als „hybridisierte Community“<sup>4</sup>, die in der Kolonialzeit oft eine Vermittlerfunktion zwischen den Briten und den lokalen indischen Gemeinschaften einnahm und dabei ein „beachtliches Geschick bei der Verhandlung kultureller Identitäten“<sup>5</sup> zeigte. Seine frühen Erfahrungen als Parse in Indien hätten ihn später zu Gedanken zu Konzepten wie „Dritten Räumen“ und „Ambivalenz“ geleitet, sagt er heute selbst.<sup>6</sup>

Ob dies nun ein nachträgliches Biographieschreiben ist oder nicht – um das Ambivalente geht es in Bhabhas Werk.

„Bhabha plädiert für einen Kulturbegriff, der Antagonismen, Widersprüchlichkeiten und gar Inkommensurabilitäten als Basis kultureller und politischer Konzepte denkt.“<sup>7</sup>, schreiben Bonz und Struve und weisen damit auf Bhabhas explizite Abneigung einem Liberalismus mit multikulturalistischer Attitüde wie auch einem Fanatismus gegenüber hin. Bhabha selbst zeigt diese in der Gegenüberstellung der Begriffe „cultural diversity“ und „cultural difference“. Er ist skeptisch gegenüber dem Zelebrieren „kultureller Vielfalt“, wie es pluralistische demokratische Gesellschaften in seinen Augen begehren. Eine Synthese im Sinne einer kulturellen bricolage ist für ihn Teil des dominanten Diskurses eines Multikulturalismus<sup>8</sup>, der das kulturell Andere eben doch nur so lange gut heißt, wie es in den eigenen Mustern fassbar bleibt. Was in diese nicht hereinpasst, bleibt so unvereinbar – und das intendiert universalistische diversity-Denken fällt auf ethnozentrische Normen zurück. Somit zeigt es sich eingrenzend und kontraproduktiv für ein Verstehen verschiedener Bedeutungsstrukturen.

Bhabha prangert eine westliche ‚Kennerschaft‘ an, die die Fähigkeit Kulturen zu lokalisieren und in einen universellen Zeitrahmen einzubinden zu besitzen und dabei die verschiedenen historischen und sozialen Kontexte zu erkennen meint.<sup>9</sup>

Genau hier setzt sein Plädoyer für den Begriff der cultural difference an: Dieser erkennt zunächst einmal Grenzen und Inkommensurabilitäten, die nicht über ein universalistisches Prinzip vereinbar sind, an – und meint davon ausgehend, dass unterschiedliche „Kulturen“ auch in scheinbar unlösbaren Konflikten sich ständig in einem Verhandlungsprozess befinden. Die Anerkennung dessen eröffnet, so Bhabha, einen produktiven Raum: „With my notion of cultural difference I try to place myself in that position of liminality, in that productive space of the construction of culture as difference, in the spirit of alterity or otherness“<sup>10</sup>

Mit Heidegger betrachtet Bhabha eine Grenze nicht als einen Ort, an dem etwas aufhört, sondern an dem etwas „sein Wesen beginnt.“<sup>11</sup> Und

sieht damit das liberalistische Verständnis herausgefordert:

„These borderline negotiations of cultural difference often violate liberalism’s deep commitment to representing cultural diversity as plural choice.“<sup>12</sup>

Ein zentraler Teil der „Verhandlungen“ oder eher ihre Basis ist translation, die „Übersetzung“. Hier knüpft Bhabha an Benjamins Theorie der „verfremdeten Übersetzung“ an, die dieser schon in den 20er Jahren vertrat. Noch ausschließlich auf (Literatur-)Sprache bezogen plädierte Benjamin dafür, dass ein Übersetzer dem Leser, statt ihm eine wörtliche 1:1-Übersetzung zu liefern, den Geist der Sprache des Originals vermitteln soll – da Begriffssysteme einzelner Sprachen verschieden seien. Es gehe, so ein plakatives Beispiel, das Benjamin selbst verwendet, nicht darum, Hindi ins Deutsche zu übersetzen, sondern das Deutsche ein bisschen mehr wie Hindi zu machen.<sup>13</sup> So entstehe „etwas Drittes“ – womit Benjamin gewissermaßen Bhabhas Dritten Raum, um den es gleich detaillierter gehen wird, antizipiert.

Bhabhas semiotisches Verständnis von Kultur beinhaltet, dass allen Kulturen, während sie nicht über gemeinsame Inhalte verfügen, gemeinsam ist, dass sie sich aus symbolischen Praktiken konstituieren. Dies führt ihn wiederum zu der These, dass kulturelle Bedeutungen „übersetzt“ werden können – aber ebenso wenig wie Sprachen nicht auf einem 1:1-Weg. So entsteht wiederum ein eigener symbolformender Prozess.

Zum Verständnis dessen ist wichtig, dass es nach Bhabha keine kulturelle „Bedeutung an sich“, keine Essenz gibt, da Bedeutungen sich immer prozesshaft über Differenz zum „Anderen“ konstruieren – das „Original“ ist immer im Austausch mit dem „Anderen“, so dass die „Imitation“, die Übersetzung, nicht dem Original unterlegen ist und durch den wechselseitigen Übersetzungsprozess etwas Neues entstehen kann. So werden Hierarchien von Original und Abbild verwischt – ein Prozess, den Bhabha im Kontext von kolonisierten Subjekten auch als Mimikry versteht: Ein Imitieren der Kolonisatoren, aber nur teilweise – „almost the same but not

quite (...)“<sup>14</sup> bricht bereits eine koloniale Autorität. Dass Bhabha hier gleich eine strategische Subversivität sieht, ist häufiger, gerechtfertigter, Anlass zu Kritik – wichtig ist aber die Überzeugung, dass die Übersetzung eine Lücke ins Original schlagen und so alte Strukturen brechen kann.<sup>15</sup>

Wie auch Bedeutungen sich in Differenz zum anderem konstruieren, sieht Bhabha das Subjekt sich ebenfalls in einem permanenten Prozess der Auseinandersetzung und Abgrenzung zu etwas anderem identifizieren, so dass es durch eine immanente Ambivalenz gekennzeichnet ist, die es „konstitutiv in sich trägt“.<sup>16</sup>

Deshalb bevorzugt Bhabha eben jenen Begriff – den der identification, der „Identifizierung“ gegenüber dem der identity, der „Identität“, den er als holistische Vorstellung des Subjekts als einem souveränen abgeschlossenen Ganzen ablehnt.

Dabei greift er Althussers „symbolische Anrufung“ auf: Laut derer beginnt das Subjekt erst durch die Annahme der von außen an es herangetragenen kulturellen Gesetze als gesellschaftliches Wesen zu existieren. Bhabha führt dies weiter: Dieser symbolischen Anrufung wohne immer eine Differenz inne, da das Subjekt mehr als die Summe einzelner, teils auch nicht zu vereinbarenden, symbolischer Zuschreibungen ist.<sup>17</sup>

Bhabhas Ausgangspunkt bilden die Mitglieder postkolonialer Gesellschaften, die er als durch eigene soziale Erfahrungen und eigenes Erbe geformt sieht, daneben aber ebenso durch die Erfahrungen und Geschichten, mit denen sie in Kontakt kommen. Sie haben für Bhabha Symbolcharakter – stellvertretend für das Subjekt in der postmodernen Welt, in der es nicht nur bezüglich signifikanter (z.B. ethnischer oder geschlechtsspezifischer) Zugehörigkeit angerufen wird, sondern diese Anrufungen sich als äußerst ambivalent erweisen.<sup>18</sup>

Das verbreitete Verlangen, inmitten einer „kulturellen Entortung“<sup>19</sup> eine kohärente Identität zu entwerfen, erweist sich in Bhabhas Augen so als ein Fehler.

Hier zieht er nun die von Freud entwickelte Denk- ►



figur des Unheimlichen heran. Dessen Kategorie des Unbewussten fungiert als eine Stelle des Fremden inmitten des eigenen psychischen Apparats – das Unheimliche („unhomeliness“) stellt dann jene psychische Situation dar, in der das Subjekt mit seiner internen Differenz als „entstellende Umschrift des Bekannten, des Heimischen“<sup>20</sup> konfrontiert wird.

## Hybridität – mehr als die Summe der einzelnen Teile

Die psychoanalytische Erkenntnis, dass das Andere nie nur außerhalb von uns liegt, sondern immer auch eine Stelle in uns einnimmt und die Beobachtung, dass sich dies meist gleichzeitig in Furcht und Faszination ausdrückt, bezieht Bhabha nun auf menschliche geokulturelle und politische Räume.

Das Unheimliche wird dabei jenes Andere, das in keine eindeutige kulturelle Verortung passt. So entsteht ein Zwischenraum, der durch Hybridität gekennzeichnet ist. Hier gibt es kein allgemeingültiges Wissen, so dass eine neue Aushandlung kultureller Symbole stattfinden kann. „(...) Hybridity is precisely about the fact that when a new situation, a new alliance formulates itself, it may demand that you should translate your principles, rethink them, extend them.“<sup>21</sup>

Das Entscheidende ist für Bhabha, das Hybride nicht als Produkt (als die Summe seiner Teile) zu betrachten, sondern als etwas, das in einem third space, einem „dritten Raum“ steht. Hier entstehen neue Bedeutungen mit eigener Daseinsberechtigung: „But for me the importance of hybridity is not to be able to trace two original moments from which the third emerges, rather hybridity to me is the 'third space', which enables other positions to emerge. This third place displaces the histories that constitute it, and sets up new structures of authority, new political initiatives, which are inadequately understood through received wisdom.“<sup>22</sup>

Der Dritte Raum kann so Historien ablösen, die ihn haben entstehen lassen und neue schaffen. Aus Interventionen können Inventionen entstehen. Als ein Beispiel führt Bhabha den Prozess der Demokratisierung in den postsozialistischen

Ländern Osteuropas an: Das Konzept des „Volkes“ als homogenes Kollektiv ist gescheitert, es lässt sich so nicht adressieren – und so ist nun ein Aushandeln von Identität möglich und nötig.<sup>23</sup>

Erhöhte Bedeutung misst Bhabha dem Dritten Raum bei der Überwindung von Dichotomien wie Unterdrücker - Unterdrückter oder Zentrum - Peripherie bei. Jedoch eben nicht durch eine bloße antagonistische Umpolung (wie er es der Linken vorwirft, die sich selbst nicht von diesen vorgedachten Strukturen lösen könne)<sup>24</sup> sondern durch die Durchdringung scheinbar binärer Oppositionen.

Das Entwicklungspotential hierfür sieht Bhabha vor allem bei Migranten und Migrantinnen, die sich im Grenzbereich zwischen Kulturen bewegen und über ein „multiples historisches Wissen“<sup>25</sup> verfügen.

## Der Fall Rushdie – a migrant metaphor?

Bhabhas prominentes und mittlerweile viel zitiertes Beispiel, das auch die vorangegangenen abstrakten Beschreibungen verdeutlichen mag, ist der Fall Salman Rushdies. Der indisch-britische Schriftsteller war Ende der achtziger Jahre aufgrund Darstellungen des Lebens Mohameds in seinem Romans Die satanischen Verse von iranischen Religionsführern mit einer Fatwa belegt worden, die offiziell zum Mord an Rushdie aufrief.

Bhabha bestreitet nicht, dass sich im nachfolgenden Streit um das Buch und Rushdies Person auf den ersten Blick alles andere als ein hybridisierter Raum geöffnet hat, sondern viel mehr das Bild zweier sich unvereinbar und unbeweglich gegenüberstehender Lager - der liberale Westen und die Anhänger muslimischer Religionsführer - entstand.<sup>26</sup> Unter dieser Oberfläche aber sieht er eine Vielzahl neu entstandener Positionen. Innerhalb „liberaler“ Haltungen Kommentare, die dem Roman eine „Unlesbarkeit“ zuschreiben (was wiederum das Zeigen einer eigenen edlen Gesinnung impliziert, um der Redefreiheit willen sogar etwas zu unterstützen, das man selbst nicht mag) und aus „fundamentalistischen“ Haltungen im sozialen Umfeld Großbritanniens heraus ebenfalls

eine Reihe anderer Positionen, die Bhabha allerdings leider nicht näher beschreibt.<sup>27</sup>

Wichtig ist hier, meint Bhabha, der Prozess des Erkennens, dass „fundamentalistische“ Positionen eben nicht in einer archaischen Vergangenheit verortet, sondern ebenfalls Akteure im modernen politischen Spiel sind.<sup>28</sup>: „The effective historical context of The Satanic Verses is British Bradford, not Shi'ite Islam.“<sup>29</sup> Die Lebenswelt vieler Muslime befindet sich nicht in irgendeinem Winkel der Welt, sondern (auf dieses Beispiel bezogen) inmitten der britischen Gesellschaft.

Wenngleich Bhabha hier also neue diskursive Räume und Aufmerksamkeiten entstehen sieht, mag sich indes die Frage stellen, ob der damalige langjährige Abbruch der diplomatischen Beziehungen zwischen dem Iran und Großbritannien nicht doch bedeutend schwerer wiegt als diese. Der Übersetzungsprozess kann also immer noch beides bereithalten, Potenzial und Skandal.

Das Thema der Hybridität und des Dritten Raumes sieht Bhabha, dessen Beispiele zu einem großen Teil der Literatur und Kunst entnommen sind, exemplarisch aber auch gerade in Rushdies Roman selbst:

Er thematisiere Debatten um Ursprünge, Autorschaft und eben auch um die Autorität des Korans durch seine eigene andere kulturelle Situation als Migrant aus einer gänzlich anderen Perspektive, als z.B. einer orthodoxen Lesart, „übersetze“ sie auf diese Weise also neu und resignifiziere so vorausgegangene Debatten.<sup>30</sup>

Unter der „migrant metaphor“<sup>31</sup> subsumiert Bhabha eben solche zeitgenössische SchriftstellerInnen und KünstlerInnen, die durch ihre bereits angesprochene „double vision“, eine mehrschichtige Perspektive, kreative Übersetzungsarbeit leisten.

Eine Künstlerin, die Bhabha immer wieder heranzieht ist z.B. die afroamerikanische Renée Green, die in einer architektonischen Arbeit (Sites of Genealogy) das Treppenhaus als Schwellenraum zwischen Identitätsbestimmungen (in diesem Fall

ethnischer Zusschreibungen) darstellt und durch die Bewegungen darin sich festsetzende polarisierte Identitäten als verhindert zeigt.<sup>32</sup>

Über solche postkoloniale literarischen und künstlerischen Arbeiten, sieht Bhabha die Möglichkeit zur Formulierung „verschiebender, störender, transnationaler, translationaler und, nicht zuletzt, neuer Weltartikulationen“.<sup>33</sup> Und ebenso (auch im Sinne Rushdies) die Hervorbringung einer neuen Art von „Weltliteratur“: Der Autor ist dabei weder auf etwas Nationales festlegend, noch auf einen Universalismus menschlicher Kultur.<sup>34</sup> Wenn auch von einem eurozentrischen Standpunkt aus, habe bereits Goethe gemeint, „dass die Möglichkeit einer Weltliteratur aus der kulturellen Verwirrung entsteht, die von (...) gegenseitigen Konflikten herbeigeführt wurde.“<sup>35</sup>

Diese Weltliteratur und die Verhandlungen in Zwischenräumen finden in einer besonderen Gegenwart statt, die Bhabha im Sinne Benjamins als „Jetztzeit“ bezeichnet.<sup>36</sup> Dabei werden zwar Vergangenheiten stets reaktiviert und resignifiziert, aber es passiert so, durch die Neukontextualisierung von Historien, auch eine „innovative Unterbrechung unserer gegenwärtigen Welt“<sup>37</sup>, ein Bruch von Konituna, in der kulturelle Gleichzeitigkeiten neu beschrieben werden.

Bhabha verbindet mit seiner Theorie eine explizite politische Implikation. Das Ziel müsse es sein, „neue Räume und Zeiten für die politische und kulturelle Praxis der Gegenwart verfügbar zu machen“, mittels einer Rekonzeptualisierung der 'internationalen Kultur, die nicht auf der Exotik eines Multikulturalismus oder der Diversität der Kulturen, sondern auf der Einschreibung und Artikulation der Hybridität von Kultur beruht'.<sup>38</sup> Aufgrund der Annahme, dass eine sich stets ändernde „nationale Population“ aus verschiedensten Interessen, verschiedenen kulturellen Narrativen, diversen postkolonialen Linien und sexuellen Orientierungen konstruiert ist, fordert Bhabha eine Politik, die Ambivalenzen und multiple Identitäten anerkennt und darüber hinaus zu ihrer Basis macht.

Neben dieser Forderung versteht Bhabha aber auch die Prozesse im Dritten Raum selbst als politische Strategie, vor allem zum „empowerment“ als solcher wahrgenommener Minder-

heiten. Bestehende historisch begründete Autoritäten können in Frage gestellt und Machtverhältnisse neu ausgehandelt werden: „The hybrid strategy or discourse opens up a space of negotiation where power is unequal but its articulation may be equivocal. Such negotiation is neither assimilation nor collaboration. It makes possible the emergence of an „interstitial“ agency that refuses the binary representation of social antagonism. Hybrid agencies find their voice in a dialectic that does not seek cultural supremacy or sovereignty. They deploy the partial culture from which they emerge to construct visions of community, and versions of historic memory, that give narrative form to the minority positions they occupy (...)“<sup>39</sup>

## Kritische Stimmen

Diese politischen Implikationen bieten freilich auch eine Angriffsfläche Bhabhas für Kritik: Migrantinnen und Angehörige von Minderheiten scheinen als postkoloniale oder postmoderne Subjekte und damit per se als – wenn auch nicht immer klar ist, ob bewusst oder unbewusst – politisch strategisch Handelnde verherrlicht, ohne dass Bhabha ihre realen Lebenssituationen und tatsächlichen materiellen Machtverhältnisse wahrnimmt. Rushdie und andere, die er als Beispiele heranzieht, verkörpern doch eher eine Bohème, so dass der „Elite-Vorwurf“<sup>40</sup> nicht ungerechtfertigt ist.

In Bezug auf die herangezogenen Kunstschaaffenden lässt sich auch die Frage stellen, ob Bhabha hier nicht selbst kategorische Zuschreibungen vornimmt, indem er sie in der Betrachtung ihrer Werke auf ihre migrantische Rolle oder postkoloniale Herkunft festlegt.

Das Arbeiten an Schnittstellen von Kunst und Literatur ist auf der anderen Seite eine interdisziplinäre Leistung Bhabhas, die sicher avantgardistische Züge trägt. Jedoch geben einige Kritiker diesen Eklektizismus auch zu bedenken, gerade wenn es um die Übertragung psychoanalytischer Konzepte geht – oder eben auch um die postkolonialen Theorien, die unmodifiziert auch nicht bedenkenlos auf Gemeinschaften ohne koloniale Vergangenheit übertragen werden können.<sup>41</sup>

Auf der anderen Seite ist Bhabhas radikaler Eklektizismus eben auch ein gewählter „methodischer Eklektizismus“<sup>42</sup>, der die dekonstruktivistische Überzeugung umsetzt, dass „jede Textinterpretation notwendigerweise Elemente eines ‚falschen Lesens‘ beherbergt (...)“<sup>43</sup>. Das subversive „Wieder-Schreiben“<sup>44</sup> ist somit selbst Teil der Theorie um Hybridität.

Was am Begriff der Hybridität aus meiner Sicht wiederum hinterfragt werden muss, ist, wie eigentlich Zwischenräume entstehen können, wenn, gemäß Bhabhas eigenem Denken, alles in der heutigen Welt hybriden Charakters ist. Welches sind dann die „festen“ Elemente, zwischen denen Dritte Räume entstehen können?

Eine konkrete Kritik, die in der Diskussion um Bhabha immer wieder auftaucht, soll hier nicht ausgelassen werden: Von feministischer Seite wird ihm vorgeworfen, gerade in der Analyse postkolonialer Diskurse, genderspezifische Aspekte, wie die Fragen weiblicher Handlungsmacht, außer Acht zu lassen. Zudem erscheinen Protagonisten seiner Beispiele meist als männlich und außerdem heterosexuell. Gerade aufgrund Bhabhas Thematisierung von „Minderheiten“ ist dies ein Hinweis auf eine problematische Lücke.

## Mama lernt Deutsch – ein genutzter Dritter Raum

All diese Kritik hat ihre Berechtigung – dennoch gibt es Beispiele, die zeigen, dass sich Bhabhas Theorie des Dritten Raumes auch anwenden lässt. Eines, das gerade auch in der Lage ist, die feministische Perspektive zu integrieren, ist das Projekt „Mama lernt Deutsch“, das die Ethnologin und Kulturwissenschaftlerin Margrit Kaufmann als einen Dritten Raum analysiert.<sup>45</sup> Das Projekt bietet in verschiedenen deutschen Städten Deutschkurse speziell für Mütter mit Migrationshintergrund an, die in den Schulen ihrer Kinder stattfinden und so Frauen erreichen, die vorher nur schwer Zugang zum organisierten Deutschlernen gefunden haben.<sup>46</sup> Viele der

KursleiterInnen haben dabei selbst einen Migrationshintergrund.

Kaufmann, die selbst als Deutschlehrerin in „Mama lernt Deutsch“-Kursen fungiert, beschreibt ihren Kurs im Sinne Bhabhas Konzepts als einen „transkulturellen“<sup>47</sup> Übergangsraum<sup>48</sup>: „Hierbei geht es nicht um das Negieren oder Überbrücken von Differenzen, sondern um deren Transformation, indem gemeinsam Neues, ein „Dritter Raum“, geschaffen wird.“<sup>49</sup>

Zunächst einmal stelle der Kurs für die Frauen einen „gemeinsamen Schutz- und Identitätsraum in einer unbekanntem kulturellen Situation“<sup>50</sup> dar. Darüber hinaus ist er aber auch ein Ort der Bhabha'schen Übersetzung – der Übersetzung „zwischen den Subjekten, zwischen den Herkunftsgesellschaften, den sich hier bildenden Migrationskulturen und der Mehrheitsgesellschaft.“<sup>51</sup> In dem Kurs, der nach Kaufmanns Schilderungen für die Frauen einen sozial gewichtigeren Raum als einen reinen Sprachunterricht darstellt, ist die deutsche Sprache immer wieder das verbindende Element - dabei findet aber immer eine kulturelle Arbeit an den Grenzen statt, an denen dem Neuen, das aus dem Kontinuum von Vergangenheit und Gegenwart herausfällt, begegnet wird. Dabei hebt Kaufmann hervor, dass es nicht um Assimilation gehe, sondern um ein „Spielen mit Identifizierungen (...)“<sup>52</sup> Zuweisungen würden immer wieder aufgesprengt und nationale und kulturelle Grenzen überschritten.<sup>53</sup> Für die Frauen bietet der Kurs die Möglichkeit zum „empowerment“, da er einen Raum schafft, in dem und aus dem heraus sie sich artikulieren können.<sup>54</sup>

Diese Beschreibung soll nicht als Beweis für die Stichhaltigkeit Bhabhas Konzepts verstanden werden – das Beispiel kann uns jedoch zeigen, dass jenes uns zu sensibilisieren in der Lage ist, Dritte Räume in unseren Lebenswelten auszumachen und ihre produktiven Kräfte zu erkennen und zu nutzen.

## Keine Angst vor Irritation

So plädiere ich dafür, Bhabhas Theorie in die Überlegungen des FORUM46 zu Zwischenräumen als Herausforderung des Denkens mit ein-

zubeziehen.

Wenn wir die Möglichkeit nutzen, uns über „Erb-schaften“ hinwegzusetzen, ohne sie zu verleugnen und uns auf offene Begegnungsräume einlassen, „in denen Differenzen artikuliert, ausgehandelt (...) werden“<sup>55</sup>, können wir aus vermeintlicher Desorientierung Produktivität gewinnen.

Es lohnt sich, von einem Identitätskonzept auszugehen, dem Differenz bereits innewohnt und plötzlichen Schocks, die mit bestehenden Bewertungsmustern inkommensurabel erscheinen, offen gegenüber zu sein – denn so lassen sich Irritationsmomente und Goethes „kulturelle Verwirrungen“ (s.o.) nutzen.

Gerade unsere Zeit, in der Ängste, ausgelöst durch Unsicherheiten, allerorts spürbar sind, hält so Chancen bereit.

Für interdisziplinäre Ansätze mag Bhabhas radikaler Eklektizismus außerdem Anregungen bieten und ermutigend sein – wenn auch einem „Verbiegen, bis es passend ist“, entgegengesteuert werden sollte.

Auf politischer Ebene können uns Zwischenräume helfen, allzu einfachen Repräsentationen eines ‚nationalen‘ Gedächtnisses entgegenzutreten und, um mit Elisabeth Bronfen zu sprechen, eher solche zu fördern, „in denen sich widersprechende und miteinander nicht zu vereinbarende Wiedergaben des Vergangenen nebeneinander stehen bleiben können und gerade als Artikulation kultureller Inkommensurabilitäten Brisanz gewinnen.“

Bestehende Historien und binäre Oppositionen zu hinterfragen und Antworten in Dritten Räumen zu suchen – eine nicht einfache, aber in jedem Fall spannende und hoffnungsreiche Aufgabe. ■

## Fußnoten

1 E.I.Q. Sommer 2006, S. 50.

2 Bonz, Jochen; Struve, Karen: Homi K. Bhabha: Auf der Innenseite kultureller Differenz: „in the middle of differences“. In: Moebius, Stephan; Quadflieg, Dirk (Hg.): Kultur. Theorien der Gegenwart. Wiesbaden: VS Verlag für Sozialwissenschaft 2006. S.141.

3 vgl. ebd.S.146.

4 Dhawan, Nikita; do Mar Castro Varela, María: Postkoloniale Theorie. Eine kritische Einführung. Bielefeld: transcript 2005. S.83.

5 ebd.

6 vgl. ebd., S. 83-84.

7 Bonz/Struve in Moebius/Quadflieg 2006, S.143.

8 vgl. Dhawan/do Mar Castro Varela 2005, S.97.

9 vgl. Rutherford, Jonathan: The third space – Interview with Homi Bhabha. In: Ders. (Hg.): Identity: Community, Culture, Difference. London: Lawrence & Wishart 1990. 207-208.

10 Rutherford/Bhabha 1990, S. 209.

11 Heidegger, Martin: Bauen – Wohnen – Denken. In: Ders.: Vorträge und Aufsätze. Teil II. Pfullingen: Neske 1967. S.29; zitiert nach: Bhabha, Homi K.: Die Verortung der Kultur. Tübingen: Stauffenburg 2000. S.1.

12 Bhabha, Homi: culture's in between – concept of culture. In: Artforum National Magazine 32.1., 1993. S.167-170; nach [http://www.findarticles.com/p/articles/mi\\_m0268/is\\_n1\\_v32/ai\\_14580143/print](http://www.findarticles.com/p/articles/mi_m0268/is_n1_v32/ai_14580143/print) (28.3.2007), o.S.

13 <http://www.heliotrope.net.au/mordwen/articles/bhabha.htm> (15.5.2006)

14 Bhabha, Homi: The location of culture. London/New York: Routledge 1994. S. 89.

15 Vgl. Dhawan/do Mar Castro Varela 2005, S. 90.

16 vgl. Bonz/Struve in Moebius/Quadflieg 2006, S.147.

17 vgl. Bronfen, Elisabeth: Vorwort, In: Bhabha, Homi 2000, S.IX.

18 vgl. ebd., S.X.

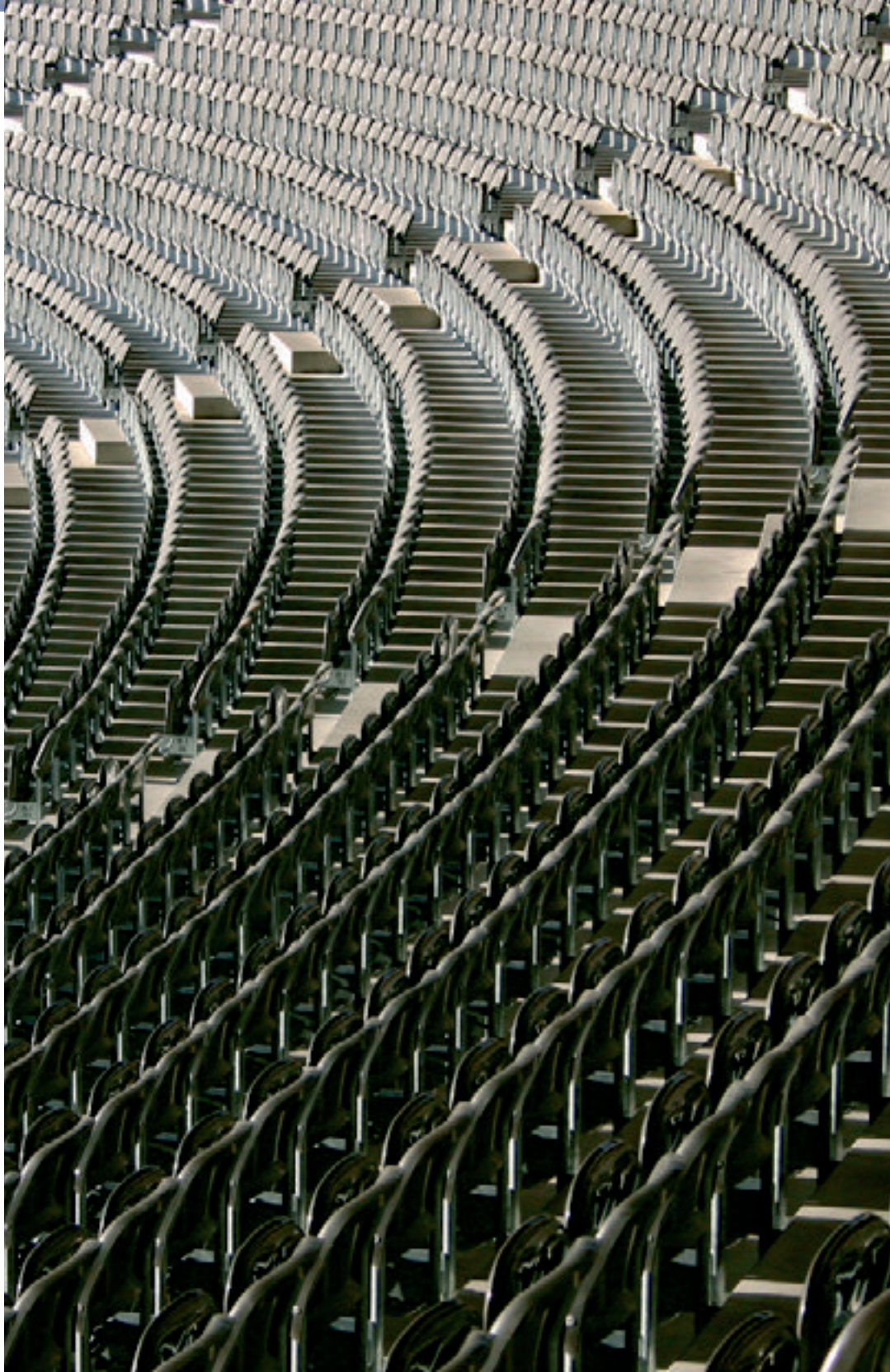
19 ebd.

20 ebd.

21 Rutherford/Bhabha 1990, S.216.

22 ebd., S. 211

23 vgl. Rutherford/Bhabha 1990, S.220.  
24 vgl. ebd., S.212f., 215f.  
25 Kreuzer, Eberhard, Eintag zu Homi Bhabha, in: Nün-  
ning, Ansgar (Hg.): Metzler Lexikon Literatur- und Kul-  
turtheorie. Stuttgart: Metzler 2004. S.61.  
26 vgl. Rutherford/Bhabha, S. 213  
27 vgl. ebd., S.213f.  
28 vgl.ebd., S.213ff.  
29 Vgl. ebd., S.216.  
30 vgl. Bonz Struve in Moebius/Quadflieg 2006, S.147.  
31 Rutherford/Bhabha 1990, S.212.  
32 vgl. Bhabha 2000, S.4f.  
33 Bonz/Struve in Moebius/Quadflieg 2006, S.146.  
34 vgl. Bhabha 2000, S.18.  
35 ebd., S.17.  
36 vgl. ebd., S. 6, 12.  
37 Bronfen in Bhabha 2000, S.XI.  
38 Bhabha 1994, S.38, zitiert nach Dhawan/do Mar  
Castro Varela 2005, S.97.  
39 Bhabha 1993, nach [http://www.findarticles.com/  
p/articles/mi\\_m0268/is\\_n1\\_v32/ai\\_14580143/print](http://www.findarticles.com/p/articles/mi_m0268/is_n1_v32/ai_14580143/print)  
(28.3.2007) o.S.  
40 Bonz Struve in Moebius/Quadflieg 2006, S.151.  
41 Vgl. ebd., S.151f.  
42 Dhawan/do Mar Castro Varela 2005, S.84.  
43 ebd.  
44 ebd.  
45 Vgl. Kaufmann, Margrit: „Mama lernt Deutsch“. Ein  
Deutschkurs als transkultureller Übergangsraum. In:  
tsantsa 10.2005. S.99-109.  
46 vgl. ebd., S.102.  
47 transkulturell sollte multikulturell vorgezogen wer-  
den, da es nicht um das Nebeneinander ethnischer Cha-  
rakteristik, sondern um das Überschreiten genereller  
kultureller Zuschreibungen geht  
48 Kaufmann in tsantsa 10.2005, S. 105.  
49 Kaufmann in tsantsa 10.2005, S.101.  
50 Nadig, Maya: Interkulturalität im Prozess. Ethnopsy-  
choanalyse und Feldforschung als methodischer und the-  
oretischer Übergangsraum. In: Lahme-Gonostei, Hilde-  
gard; Leuzinger-Bohleber, Marianne (Hg.): Identität und  
Differenz. Wiesbaden: Westdeutscher Verlag 2000. S.87-  
101, zitiert nach Kaufmann in tsantsa 10.2005, S.105.  
51 Kaufmann in tsantsa 10.2005, S.106.  
52 Kaufmann in tsantsa 10.2005, S.100.  
53 vgl. Kaufmann in tsantsa 10.2005, S.105.  
54 vgl Kaufmann in tsantsa 10.2005, S.106.  
55 Kaufmann in tsantsa 10.2005, S.100.



Qualität  
bedeutet, daß  
der Kunde und  
nicht die Ware  
zurückkommt.

Hermann Tietz  
(1837 - 1907), deutscher Kaufmann, Begründer der Kaufhauskette »Hertie«



Fra Angelico

Verkündigung an Maria, Altarretabel mit 5 Predellatafeln aus dem Marienleben, Haupttafel, Szene: Verkündigung  
 1430-1432, Tempera auf Holz, 194 × 194 cm, Museo del Prado, Madrid, <http://museoprado.mcu.es/home.html>

# Europa

## Nice Logo, no substance

*Europa fehlt wie vielen Marken die utopische Energie.*

von Christoph Herrmann

Glaukt man Brand-Consultants, ist heute alles Marke: Produkte, Materialien, Technologien, Services, Unternehmen. Es gilt selbst «der Mensch als Marke», wie ein Buch titelt, das 2003 in Deutschland für Furore sorgte. Nun erobert das Branding also auch Europa. Nicht nur Markenberater, auch Politiker verfallen gerne der Versuchung einer «Marke Europa». Warum dies gefährlich ist und die dabei vollzogenen Rückschlüsse in die falsche Richtung zielen, lässt sich leicht zeigen.

Das Image eines Landes oder Staatenbundes hängt von deutlich mehr Einflussgrößen ab, als dies bei einer Packung Cornflakes der Fall ist. Daher lässt es sich nicht so einfach top-down mit entsprechendem Werbedruck verändern. Zudem ist der Einfluss der Geschichte und der gewachsenen Kultur erheblich größer als bei Produktmarken: Länder brauchen demnach deutlich länger für eine Veränderung ihres Markenbildes in den Köpfen der Menschen. Ferner stecken hinter den scheinbaren Markenproblemen einzelner Länder oft erhebliche strukturelle Defizite, die sich nicht einfach durch eine Neupositionierung, ein neues Logo oder eine Kampagne wegretuschieren lassen. Genau das aber wird häufig versucht. Aufgrund des bei Politikern wie Wählern vorherrschenden Denkens in Legislaturperioden fehlt für eine langfristig orientierte, substanzvolle Politik der lange Atem. Die Flucht in ein kurzfristiges Markendenken ist da ein verständlicher, jedoch fragwürdiger Reflex. In Teilbereichen können Länder durch gezielte Imagemaßnahmen durchaus Vorteile erzielen. Irland (im Standortwettbewerb) oder Kolumbien (als

Kaffee-Exporteur) gelang dies gut. Bei beiden waren die notwendigen strukturellen Voraussetzungen allerdings auch real gegeben. Die Frage ist also, ob es zur Imagebildung im internationalen Wettbewerb überhaupt der staatlichen Steuerung bedarf. Indien, das seinen Ruf als Softwarenation keiner öffentlichen Kampagne, sondern einem hohen Bildungsstand bei niedrigen Lohnkosten und der resultierenden Relocation-Politik zahlreicher Unternehmen verdankt, belegt, dass sich Images häufig durch die «invisible hand» des Marktes selber schaffen, vorausgesetzt, die Leistungssubstanz stimmt. Nicht ohne Grund verweisen selbst konservative Marketingexperten zunehmend auf die Bedeutung von «word-of-mouth»-Strategien. Um es platt auf den Punkt zu bringen: Was soll der ganze Hype um Marken, wenn sich diese, bei stimmiger Substanz, selbst erschaffen? Fatal an der Betrachtung von Ländern durch die Markenbrille ist also nicht, dass man beides zueinander in Bezug setzt, sondern vielmehr, dass dabei veraltete Marketingstrategien kolportiert werden. Als ob das Marketing nicht schon längst erkannt hätte, dass nur auf die Oberfläche ausgerichtete Strategien scheitern müssen. Ob in der Politik oder am Markt: Die Menschen sind es leid, «markentechnisch» an der Nase herumgeführt zu werden, und verhalten sich entsprechend illoyal. Das bedeutet nicht, dass sie sich den Einflüssen des Marketings ganz entziehen könnten, aber sie sind skeptisch, wechselfreudig und haben die Okkupierungsbemühungen von Industrie und Politik längst durchschaut. Eine wichtige Schlussfolgerung ist, dass sich Politiker wie Marketingmanager, wenn sie eine erfolgreiche «Markenpoli-

tik» betreiben wollen, stärker mit der Substanz ihrer Marken auseinander setzen müssen. Eine schöne Werbung genügt nicht. Nur wenn Produktleistung und Gesamtversprechen stimmen, haben Marken noch eine Chance, langfristig bei den Zielgruppen Gehör zu finden.

Europa ist markentechnisch gesehen zweierlei: Dach- und Verbundmarke zugleich. Daher hat sie es schwer. Sie muss nach innen wie Außen mit einer vielschichtigen Historie, unterschiedlichen Kulturen und Aversionen zurechtkommen. Wie groß der Einfluss dieser die Markensubstanz störenden Elemente ist, zeigen zwei Beispiele: Mit dem Aufruf «Die Regulierungswut Brüssels sollte von uns allen in ihrer ganzen Bedrohlichkeit wahrgenommen werden» bezog ein Grey-Chairman Bernd M. Michael Stellung zur Europapolitik. Er bezeichnet sie als «Schlachtfeld» und fordert «die Guten» auf, die Bürger vor «dem Bösen» (Brüssel) zu schützen. Es überrascht, wie wenig markensensibel sich hier einer gebärdet, der zu Europas führenden Markentechnikern gehört – was die Substanz der Marke Europa weiter schwächt. Zu welchen Schizophrenien dies führt, offenbarte sich, als Gerhard Schröder dem polnischen Ministerpräsidenten Leszek Miller anbot, ihn am 1. Mai 2004 in seiner Regierungsmaschine von einer deutsch-polnisch-tschechischen Erweiterungsfeier in Zittau mit nach Dublin zu nehmen. Dies löste eine heiße Kontroverse aus: «Ein polnischer Ministerpräsident, der im Ausland einer deutschen Luftwaffenmaschine entsteigt. Niemals!» Was tun angesichts solcher Konflikte? Eine große Markenkampagne? Eine Europafahne für jedes ►

Schulkind? Ein simultaner Mega-Europa-Marken-Event in allen Großstädten? Eine Promotiontour der Staatsmänner bis in die kleinsten Winkel der Union? Damit werden Imageprobleme nicht gelöst; eher schon mit Reformen der Kommission und einer neuen Verfassung.

Was Europa jedoch dringend braucht, ist eine klare Vision, ein Leitbild, eine Markenutopie – das heißt: die Kraft, sich Europa auch anders vorstellen zu können als heute. Solche Utopien haben Europa in der Vergangenheit vorangebracht und geeint – vom «Briand-Memorandum» über de Gaulles «Europa der Vaterländer» und den «Schumann-Plan» bis zum Paradigma des «gemeinsamen Marktes». Insofern hat Europa tatsächlich etwas mit Produktmarken gemeinsam: Wenn die Substanz nicht stimmt, braucht es klare Vorstellungen, wie diese morgen aussehen soll. Daran mangelt es jedoch in der Politik ebenso wie im Management vieler Unternehmen. Schuld daran hat wohl ein relativ simpler Mechanismus: Wer Positionen bezieht, braucht Mut. Dass Europa wie die Führung vieler Marken krankt, liegt nicht zuletzt am Opportunismus der Menschen, die für diese arbeiten. Diesen Mechanismus zu durchbrechen, ist nicht einfach. Es braucht dazu das, was Europa selbst dringend benötigt – ein gehöriges Maß an utopischer Energie.

Der Autor, **Dr. Christoph Herrmann** ist Managing Partner von hm+p | Herrmann, Moeller + Partner, einer auf Fragen des Innovationsmanagements spezialisierten Unternehmensberatung mit Sitz in Frankfurt/Main und München. Der Diplom-Kaufmann arbeitete in führender Position für Markenartikler und Agenturen. Er war Gastprofessor an der *Universität der Künste Berlin* und hat mehrere Bücher im Bereich strategische Markenführung sowie Trend- und Designmanagement veröffentlicht. ■

Der Artikel erschien zuerst im gdi Impuls, Heft 2.04, S.44.





von Jan Sokol

Verschiedene Nationalismen haben Ost- und Mitteleuropa nach 1989 wieder mal heimgesucht. Warum sind sie in der modernen Zeit so virulent und so gefährlich? Seit der Modernisierung des 19. Jahrhunderts ist die Sprache nicht nur ein gewöhnlicher Kommunikationsmittel und ein Bestandteil menschlicher Identität, sondern spielt eine immer wichtigere politische Rolle: öffentliche Meinung, Medien und Politik sind an eine gemeinsame Sprache angewiesen, die zur Staatssprache tendiert. Sprachliche Homogenisierung, im europäischen Westen schon früher erfolgreich durchgesetzt, ist hier gescheitert. Europa muss sich folglich mit seiner Sprachverschiedenheit auch in der Zukunft abfinden. Ist dies bloss ein Nachteil?

Various nationalisms became after 1989 once more a plague in East and Central Europe. Why are they so virulent and so dangerous in the modern times? Since the modernisation of the 19<sup>th</sup> century is the language not a mere means of communication and a substantial part of human identity, but it plays an ever more important political role: public opinion, media and politics all depend on a common language with the tendency to become the language of a state. Linguistic homogenization, successfully carried through earlier in the European West, was here a failure. Europe has to come out with its linguistic diversity in the future too. Is it a mere drawback and nothing more?

*Gesellschaft ist das umfassende System aller Kommunikationen, in dessen Umwelt es keine Kommunikationen, sondern nur Ereignisse anderer Typs gibt.<sup>1</sup>*

Niklas Luhmann

*Die Grenzen meiner Sprache bedeuten die Grenzen meiner Welt.<sup>2</sup>*

Ludwig Wittgenstein

Demokratische Politik ist auf Kommunikation angewiesen. Wer aber Kommunikation sagt, sagt zugleich auch Sprache, weil sprachliche Kommunikation die bei weitem wichtigste ist. Bekanntlich ist Europa, und besonders Mittel- und Osteuropa, ein Gebiet vieler verschiedener Sprachen, deren Sprecher miteinander nicht ohne weiteres kommunizieren können. Setzt sich ein Tscheche ins Auto und macht sich aufs Geratewohl in einer beliebigen Richtung auf den Weg, stößt er nach höchstens zwei Stunden Fahrt auf Leute, die er nicht versteht. Auch nach dem Fall des Eisernen Vorhangs, ja sogar nach Beseitigung der Grenzkontrollen und Schlagbäume stößt er immerhin auf „Nemci“, auf die Stum-

men, wie unsere Vorfahren alle Fremden (wohl nicht nur die Deutschen) genannt haben.<sup>3</sup> Diese einfache und zugleich schreckliche Erfahrung läßt sich zwar auch anderswo auf der Welt machen, sie hat aber gerade in der europäischen bzw. mitteleuropäischen Geschichte eine besondere Rolle gespielt. Die erste These dieses Beitrags lautet, daß sie diese Rolle auch in Zukunft für die europäische Politik spielen wird.

Zur großen Überraschung aller außenstehenden Beobachter tauchten gleich nach dem Umbruch 1989 überall in Osteuropa und auf dem Balkan verschiedene Nationalismen auf, zum Teil mit verheerenden Folgen. Doch eine erfolgreiche Bekämpfung dieser wohl primitiven und aggressiven Bewegungen – so lautet die zweite These – ist nur dann möglich, wenn man zunächst die wirkliche gesellschaftliche Basis, den vernünftigen sozialpsychologischen Grund jener allgemein menschlichen Gefühle versteht, die sich so überraschend leicht und schnell auch einem nationalistischen Mißbrauch preisgegeben haben. Die sehr verbreitete Auffassung, besonders englischer konservativen Forscher (z.B. A. J. Toynbee, Paul Johnson), der Nationalismus sei ein

bloßer Atavismus, ein Überrest von Stammesgefühlen oder einer chauvinistischen Propaganda des 19. Jahrhunderts, ist schon deswegen untauglich etwas zu bewirken, weil sie jeden Zugang zum Verständnis einfacher psychosozialer Gegebenheiten vollständig blockiert.

Die aktuelle Stellung des Englischen in der Welt hat zur Folge, daß ein englischer Sprecher die einfache Erfahrung sprachlicher Fremdheit, der Unmöglichkeit sprachlichen Kommunizierens, kaum machen wird – und infolge dessen auch die sonst evidente Bedeutung der Sprache und der sprachlichen Gemeinschaft nicht richtig abzuschätzen vermag.<sup>4</sup> Die sprachliche Verschiedenheit, die den Stoff des Shawschen Pygmalions bildet, ist etwas ganz anderes: Solche Sprachvarianten sind zwar Zeichen verschiedener gesellschaftlichen Schichten, die aber keine Kommunikation ernsthaft gefährden.

Die gefährliche Unterschätzung der gesellschaftlichen Bedeutung der Sprache ist aber noch aus einem anderen Grunde verbreitet: Sie folgt auch aus der rationalistischen Auffassung, die Sprache sei ein bloßes Kommunikationsmittel, ein auswechselbares Werkzeug menschlicher Ver-

ständigkeit. Erst im 20. Jahrhundert haben Sprachforscher, Philosophen und Anthropologen überzeugend belegt, was schon die Romantiker spürten. Die Sprache dient zwar vor allem Kommunikation. Im Grunde ist sie aber das allgemeine Milieu, in dem jeder Mensch zum Menschen wird, die Welt für sich entdeckt und konstruiert, in dem er diese Welt und sich selber versteht und in dem er seine Kultur – im breitesten Sinne des Wortes – tradiert bekommt.<sup>5</sup> Sie ist also auch ein wesentlicher Bestandteil und Träger seiner Identität, wobei hier Identität nicht im Sinne einer beständigen hypostatischen Wesenheit verstanden sei, sondern als eine Art praktischer Vermittlung oder Zwischenstufe, die den Einzelnen und seine lokale, übersichtliche Gemeinschaft in die breitere Gesellschaft einbindet.

Es ist hier nicht möglich auf die – äußerst interessante – Entstehungsgeschichte der mitteleuropäischen Völker und Nationen im einzelnen einzugehen, auf die Parallelität der staatlichen und (schrift-)sprachlichen Entwicklung im Mittelalter, auf die Rolle der allgemeinen Kirche bei der Entstehung des merkwürdigen und typisch europäischen Phänomens der Nation, die keineswegs einem Stamm gleicht, sondern sich von Anfang an als Mitglied eines breiteren Ganzen, der „Christenheit“ versteht.<sup>6</sup> Wir wollen nur eine viel engere Frage, nämlich die der politischen Bedeutung des Sprachlichen und seiner geschichtlichen Entwicklung in der Neuzeit etwas näher erörtern.

In den älteren, traditionellen und hierarchisch organisierten Gesellschaften des Mittelalters wurde die Herrschaft nicht – oder nur am Rande – durch Kommunikation und Sprache vermittelt. Die Machtausübung stützte sich einerseits auf eine Androhung mit Gewalt, andererseits auf die Loyalität und die transzendente Autorität des Herrschers,<sup>7</sup> und nur in ganz geringem Maße auf die sprachliche Mitteilung seines Willens. Dieser Wille wurde darüber hinaus noch mehrmals, durch den Hof- bzw. Landadel vermittelt, so daß der Herrscher nur mit diesen kommunizieren mußte. Deshalb haben traditionelle Gesellschaften mit der Verschiedenheit der Sprachen kaum Probleme gehabt und sind oft von

Königen „fremder“ Herkunft erfolgreich regiert worden. Diese Lage änderte sich zunächst in hohem Mittelalter mit der Entstehung adeliger Versammlungen und Parlamente, in denen der Herrscher mit den Vertretern der Gesellschaft sprechen und handeln mußte. Da es sich aber immer noch nur um Adelige und Geistliche handelte, ließ sich auch die Sprachverschiedenheit der „Völker“ überbrücken – im Notfall mit Latein, wie im ungarischen Parlament bis 1848.

Die politische Bedeutung der Sprache wurde dann verstärkt durch den Absolutismus, der die Vermittlungsrolle des Adels ausschaltete, die Entrichtung von Steuern und Dienstpflichten (Fron- und Militärdienst usw.) direkt verlangte und ein stehendes staatliches Heer einrichtete. Seine Beamten (Offiziere, Richter usw.) mußten mit allen Untertanen direkt verhandeln und sprechen. Aus diesen Gründen wurde in den früh zentralisierten Staaten Westeuropas, vor allem in Frankreich, aber auch in England und Spanien, die Gesellschaft noch im späten Mittelalter sprachlich homogenisiert, zum Teil auf gewaltsame Weise. Die politische und religiöse Vereinheitlichung ging dabei Hand in Hand mit der sprachlichen, wie in den Albigenserkriegen in Frankreich, der Eroberung Irlands und Wales in England oder in der spanischen Reconquista.<sup>8</sup> Als der gesellschaftliche Betrieb im Laufe der Neuzeit und insbesondere unter dem Einfluß der Aufklärung immer komplizierter wurde, versuchten die europäischen Herrscher in ihrer Machtausübung die Gewaltanwendung zu begrenzen und ihren Willen möglichst durch Befehle und Verordnungen durchzusetzen. Und erst in dieser Zeit, etwa ab dem zweiten Viertel des 18. Jahrhunderts, mußte z. B. der österreichische Kaiser verblüfft feststellen, daß er seine Gesetze und Kundmachungen wenigstens in fünf verschiedenen Sprachen veröffentlichen muß – was er dann auch sorgfältig, in fünf oder mehr Spalten nebeneinander gedruckt, wirklich tat.

In der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts kommt der vom Westen durchsickernde Rationalismus ins Spiel: Wäre es nicht einfacher und effizienter, die Kommunikation mit den Bürgern – sozusagen an der Seite des Empfängers – dadurch zu erleichtern, daß allen die eine Staats-

sprache beigebracht würde? Diese Erwägung führte im 18. Jahrhundert zur Einführung der Schulpflicht und zu all dem, was in tschechischen Schulbüchern der Geschichte noch heute „Germanisierung“ heißt. In Wirklichkeit war es kein teuflisches Programm zur Vernichtung des tschechischen Volkes, sondern nur eine etwas oberflächliche rationale Überlegung – nicht unähnlich dem, was wir auch heute von manchen Politologen und Sozialwissenschaftlern als guten Rat zur Bekämpfung der Nationalismen hören: Laßt uns in einer gemeinsamen (und das heißt jeweils meiner eigenen) Sprache kommunizieren – und der Frieden ist gesichert.<sup>9</sup>

Unter dem steigenden Druck der Staatsprachen fanden sich die kleineren Sprachgemeinschaften in Ost- und Mitteleuropa vor eine Schicksalsfrage gestellt: Entweder in einem Assimilierungsprozeß allmählich verschwinden bzw. zu politisch belanglosen und nur volkskundlich interessanten Minderheiten absinken – oder aber selbst zu Staatsnationen werden. Die aus dieser Erkenntnis entstandenen nationalen „Wiedergeburtbewegungen“ fanden sich dann durch die gesellschaftlichen Veränderungen im Zuge der Industrialisierung und der damit zusammenhängenden Mobilität in ihren Entscheidungen wiederholt bestätigt.<sup>10</sup> Die Mobilität der Landbevölkerung, die Arbeit in den Städten suchte, der Einfluß der Literatur, der Einheitsschule und der Zeitungen – kurz die Verwandlung der Gesellschaften zu Kommunikationsgesellschaften im Sinne Luhmanns – hat alle örtlichen Dialekte praktisch ausgemerzt und nur immer stärker in Richtung sprachlicher Homogenisierung gewirkt.<sup>11</sup>

Die Einführung demokratischer Freiheiten und des allgemeinen Wahlrechts ist ihrerseits auf die Bildung einer öffentlichen Meinung, auf Diskussionen und Wahlkampagnen angewiesen – und die Entstehung elektronischer Massenmedien hat dem allen die Krone gesetzt. Im Zeitalter der Massendemokratie und der Massenmedien ist Politik nur durch direkte Beeinflussung der Bürger und Wähler möglich, und das heißt durch die ►

Sprache. Wer über den Untergang der K. u. K. Monarchie trauert, sollte sich nur den lieben Kaiser im Fernsehen vorstellen. Was könnte er seinen Untertanen, „seinen Völkern“ sagen – und wie? Armer Kaiser! Auch der Papst muß heute den Ostersegen in fünfzig Sprachen sagen – in der Hoffnung, daß Gläubige der restlichen etwa viertausend Sprachgemeinschaften kein Fernsehen haben.

Ein moderner demokratischer Staat kann nur auf der Basis einer mehr oder weniger homogenen Sprachgesellschaft bestehen und kann auch keine festen, unlösbaren Bindungen dulden, die quer durch die Gesellschaft laufen würden.<sup>12</sup> Das bedeutet keineswegs, daß alle Menschen gleich werden und ihre kulturellen Besonderheiten aufgeben müßten, doch müssen sie eine allen gemeinsame Sprache mehr oder weniger gut beherrschen, weil sie sonst als Bürger aus dem gemeinsamen Bereich des Politischen *via facti* praktisch ausgeschlossen sind.<sup>13</sup> Das menschliche Bedürfnis nach engeren Beziehungen und übersichtlichen Gemeinden kann hier nur durch freiwillige Verbände und Organisationen zur Geltung kommen, die allesamt auf Konsens – und das heißt auf gegenseitigem Sprachverständnis fußen.

Diese harte Logik demokratischer Gesellschaften hatte man in meinem Lande im Laufe des 20. Jahrhunderts mehrmals sehr konkret zu spüren bekommen. Die deutsch-tschechischen Spannungen des 19. Jahrhunderts haben sich schon vor dem ersten Weltkrieg zu panslawistischen Ideen einerseits, zu grossdeutschen andererseits zugespitzt. Die Slowaken, die 1918 noch die „tschechoslowakische Nation“ in der Verfassung gebilligt hatten, begriffen bald, daß sie nur die Wahl zwischen Assimilation und eigenem Staat hatten. Ihre politischen Eliten mußten diese Entscheidung 1938, 1968 und 1992 treffen. Etwas anders stand die Frage für die Deutschböhmen, für die eine Assimilierung nie in Frage kam. Trotz anständiger Minderheitsbestimmungen in der Zwischenkriegszeit mußten sie sich natürlich in der „Ersten Republik“ (1918–1938) als Bürger zweiten Ranges fühlen, weil sie von der mehrheitlichen (tschechischen) öffentlichen Meinungsbildung gerade durch die

Sprachbarriere ausgeschlossen waren.<sup>14</sup> Sie hatten zwar eigene Parteien, die aber höchstens auf die Teilnahme an einer Koalitionsregierung hoffen konnten, nie auf eine selbständige Politik der (Sprach-)Nation, wie es der grossdeutsche Gedanke seit dem Anfang des 20. Jahrhunderts versprach. Kein Wunder, daß sie bei der ersten ernsthaften Krise 1938 mehrheitlich für das damals so vielversprechende Deutsche Reich votierten, und zwar schon in den Kommunalwahlen im Mai 1938. Die Volksabstimmung im Dezember 1938 war zwar nicht mehr demokratisch, ihr Ausgang aber jedenfalls zu erwarten. Ähnlich ist die Vertreibung der Deutschen nach 1945 zwar weder menschlich noch rechtlich zu rechtfertigen, doch folgte sie auch derselben Logik, an der Grenze der Kommunikationsgesellschaft seien nur „Ereignisse anderen Typs“ zu erwarten. Dem ist die tschechoslowakische Politik in der Nachkriegsstimmung praktisch ausnahmslos unterlegen.<sup>15</sup>

Sprachgemeinschaft ist also die „natürliche“ Basis moderner politischer Gesellschaften. Die Kehrseite dieser Logik besagt dann, dass Sprachgemeinschaften auch zu politischen Einheiten tendieren, die sie dann weiterhin homogenisieren. Wo dies aus anderen, kulturellen oder religiösen Gründen nicht erwünscht ist, wie z. B. im ehemaligen Jugoslawien, haben sowohl Serben wie Kroaten erst nachträglich alles Mögliche versucht, sich auch sprachlich voneinander zu unterscheiden, um jede Assimilierung zu meiden. Heute kann man ähnliches in der ehemaligen Sowjetunion beobachten, einschließlich des fast totalen Unverständnisses der Russen, die das Ukrainische oder Belarussische mehrheitlich nur für Dialekte halten. Ein gemeinsames Fernsehen würde aber auch diese Unterschiede früher oder später unterdrücken. Und der „Schutz kultureller Minderheiten“ erscheint den Betroffenen nur als eine etwas heuchlerische Entschädigung für den Verlust wesentlichen Teiles ihrer menschlichen Identität.

Die triviale Tatsache, daß eine öffentliche Meinung immer nur in einer Sprache entstehen kann, wirkt also ausnahmslos und läßt sich leider auch durch Zwei- oder Mehrsprachigkeit nicht vollkommen beseitigen. Denn auch die Ge-

bildeten, die sich in mehreren Sprachen gut verständigen können, müssen letztendlich immer nur eine Sprachgemeinschaft wählen, in der sie sich an der demokratischen Politik beteiligen möchten. Das zeigt der Fall Belgiens und mehr oder weniger auch derjenige der Schweiz.<sup>16</sup> Ein anderes Beispiel bieten die Wahlen zum Europäischen Parlament: Obwohl es auch dort linke, rechte und liberale Parteienbünde gibt, werden die Wahlen – und besonders die Wahlkampagnen – immer auf (national-)staatlicher Ebene organisiert, und zwar nicht nur aus staatsrechtlichen, sondern auch aus sprachlichen Gründen. Daraus folgt, daß auch ein politisch vereinigt Europa nur als eine Föderation denkbar ist, als „Europa der Nationen“.<sup>17</sup>

Aus dem bisher Gesagten könnte man schließen, daß diese eifersüchtig behütete Sprachverschiedenheit für die Zukunft Europas ernsthafte Nachteile und Hindernisse, wenn nicht sogar Gefahren bedeutet. Hatte sie nicht wenigstens mitverursacht, daß Europa im 20. Jahrhundert mehrmals zum Krisenherd wurde? Wäre es nicht wesentlich einfacher, würde man die Sprachenvielfalt der Modernisierung opfern, die sprachlich-kulturelle Buntheit gegen bessere praktische Aussichten und wirtschaftliche Effizienz eintauschen und sich auf eine gemeinsame Umgangssprache einigen? Dieser verlockenden Versuchung, die schon den Rationalisten des 18. Jahrhunderts vor Augen schwebte, steht zunächst die triviale Frage im Wege: auf welcher Sprache? Es waren gerade solche Vereinheitlichungswünsche, aus denen dann Beherrschungspläne wuchsen, die zu den schlimmsten europäischen Kriegen führten. Der erste gewaltige Modernisierungsversuch dieser Art, die Napoleonischen Kriege, haben bekanntlich gerade die nationalen Stimmungen in vielen Ländern wachgerufen und mobilisiert.

Es gibt aber auch positive Gründe, bei der Sprachenvielfalt als wesentlicher Eigenschaft Europas zu bleiben. Ich glaube, wenigstens drei anführen zu können, die freilich insgesamt etwas weniger greifbar sind als die genannten Härten. ►

Schon historisch war Europa erstens genötigt – im Unterschied zu den Großreichen des Altertums – mit seiner Vielfalt leben zu lernen, zu seinem eindeutigen Vorteil. Die bunte Verschiedenheit europäischer Kulturen und Völker hat zwar noch bis in das 20. Jahrhundert schreckliche Kriege mitverursacht, die Millionen Menschen das Leben gekostet haben. Durch diese bittere Lehre weiß Europa aber heute besser als noch vor hundert Jahren, daß sich diese Vielfalt nicht beseitigen läßt – und daß dies auch nicht versucht werden darf. Andererseits hat Europa auch gelernt, daß die „Fremden“, die „Nemci“ auch für uns, die wir miteinander reden können und uns verstehen, von großer Bedeutung sind. Fast alles, was wir haben und können, verdanken wir unseren Nachbarn: die Tschechen den Deutschen, die Deutschen den Franzosen und Italienern, die Franzosen den Römern, die Römer den Griechen und die Griechen den Phöniziern oder Ägyptern. Gerade diese typisch europäische Neugier, die Gewohnheit, sich auch für die Anderen zu interessieren, hat uns zu dem gemacht, was wir heute sind.<sup>18</sup> Von Herodot und den Pythagoräern angefangen über die Kreuzfahrer, Marco Polo und Kolumbus, bis zu den unzähligen Missionaren und Entdeckern. Sogar der Kolonialismus der letzten Jahrhunderte wurde nicht nur von Raubsucht, sondern auch von dieser typisch europäischen Neugier getrieben.<sup>19</sup>

Zweitens lernen die Europäer im Unterschied zu denen, die in den Großreichen leben, viel eher, wie wenig selbstverständlich unsere Muttersprache ist. Die sehr wichtige Erfahrung, daß wenn wir „Brot“ sagen, andere etwas ganz anderes murmeln, macht ein Europäer noch im Kindesalter. Und bald danach auch die, daß diese Hürde doch zu überwinden ist. Damit gewinnen wir einen zusätzlichen Abstand nicht nur zu der unmittelbaren Erfahrung des hier und jetzt, sondern auch zu der Art, wie wir uns dieser Erfahrungswelt bemächtigen. Dies ist kein „Relativismus“: Obwohl ich erfahre und verstehe, daß man das Brot nicht nur anders nennen, sondern auch anders backen und essen kann, bleibt für mich die eine Art und Weise, die ich entweder als kleines Kind gelernt, oder auch später gewählt habe, meine eigene. Was – und vom welchen Standort aus gesehen – sollte

darin „relativ“ sein?

Drittens haben wir dadurch gelernt, daß unsere Sprache kein Naturding, sondern ein Bestandteil unserer Kultur ist: „Kultur“ – vom lateinischen *colere*: pflegen. Daß die Sprache als Hauptträger allen Weitergebens, der Kulturen, der Traditionen bis zu der einfachsten Information, nur solange am Leben ist, wie wir uns um sie kümmern und sie auch richtig pflegen. Das bedeutet nicht nur Rechtsschreibung und Stil: „In der Sprache biete ich dem Anderen meine Welt an“ und der Frieden besteht in der „Fähigkeit zum Reden“.<sup>20</sup>

Die Frage der „evolutionären Vorteile“ der kulturellen und sprachlichen Vielfalt der Menschheit hat in der letzten Zeit auch die Aufmerksamkeit neodarwinistischer Anthropologen und Soziobiologen erweckt.<sup>21</sup> Ihre Antwort ist auch für uns Humanwissenschaftler vom Interesse. Sie gehen davon aus, daß der allgemeine Erfolg des Menschen in der Evolution entscheidend abhängt von der Fähigkeit zu Zusammenarbeit und Kommunikation, zu gegenseitiger Hilfe, Solidarität und Vertrauen. Ihre – zugegeben, sehr primitiven – Computermodelle, z. B. das sogenannte Gefangenen-dilemma (*prisoner's dilemma*), zeigen überzeugend die Wichtigkeit des Vertrauens und erlauben auch, seine Bedingungen zu analysieren. Es wird heute allgemein anerkannt, daß die Tendenz der Gruppe, sich auch sprachlich zu unterscheiden eine „Vertrauensstärkende Maßnahme“ ist.<sup>22</sup>

Jene seltsame, riskante und einmalige Strategie, mit der Vielfalt und aus der Vielfalt zu leben, hat sich in Europa, so glaube ich, gut bewährt. Der Anteil Europas an dem, was auf der Welt einen Wert hat, steht in keiner Proportion zu seiner Fläche, Bevölkerung oder Reichtum. Und genauso der Anteil kleinerer Völker in diesem Europa, ganz besonders ihrer „Minderheiten“. So z. B. der Anteil der Elsässer an der französischen Kultur, oder der Juden, der Schlesier und Deutschböhmern an der deutschen. Als ob Menschen, die an der Grenze leben, vor den Anderen bestehen und auch von ihnen lernen müssen, doch ganz schön produktiv wären. Diesen Satz habe ich nun mit Absicht konditional formuliert, denn es ist wohl keine einfache Feststellung, sondern zugleich ein Wunsch und ein Bekenntnis – nicht unbedingt zu der berüchtigten „Kleinstaaterei“, jedenfalls doch

zur europäischen Vielfalt.

Die Europäische Union ist ein äusserst kühnes Experiment, eine demokratische politische Einheit ohne einheitliche Staatssprache zu bilden.<sup>23</sup> Damit hat sie einen sehr wichtigen Schritt zur Verwirklichung des Kantischen Traumes vom „ewigen Frieden“ gemacht.<sup>24</sup> Ihre föderalistische Auffassung bietet zugleich eine neue Stufe von Offenheit an, die auch ihre Nachbarn zum Beitritt einlädt, und zwar so, dass sie auch die menschlichen „Kosten“ dieses Beitritts möglichst niedrig zu halten versucht. Auch die kleineren Völker und Staaten Mittel- und Osteuropas brauchen sich um ihre kulturelle und sprachliche Eigenständigkeit nicht fürchten.<sup>25</sup>

Dieses Experiment ist bis heute -trotz aller berechtigten und unberechtigten Kritiken - höchst erfolgreich gewesen. Es kann dies auch in der Zukunft nur unter der Bedingung sein, dass sich alle Beteiligten auch weiterhin der Präkarität dieses Unternehmens bewusst bleiben. Der Gang zwischen der Skylla eines technokratischen Zentralismus und der Charybdis der Preisgabe ihrer ursprünglichen Zielsetzung, eine **politische** Einheit zu werden, verlangt dauerhafte Anstrengung, nicht nur führender Politiker. Der Beitritt neuer mitteleuropäischen Mitglieder stellt die EU vor eine Lastprobe, könnte ihr aber auch die Unentbehrlichkeit ihrer politischen Ziele neu in Erinnerung bringen.

Das erweiterte Europa braucht jetzt unbedingt eine gut ausbalancierte Verfassung, um das bisher ausgehandelte an Kompromissen institutionell zu verfestigen. Es ist im Interesse aller, der alten wie neuen Mitglieder, dass sie sowohl demokratische Freiheiten und Kontrollen wie auch praktische Effizienz steigert und so diesen einmaligen Experiment wieder einen Schritt weiter führt. Die bisher erworbene Erfahrung, wie man auch mit der Sprachenvielfalt umgehen kann, wird dabei wertvolle Dienste leisten. ■

In: *Osteuropa* 5-6/2004, Berlin, S. 276-283.

(Fußnoten)

1 Niklas Luhmann: *Das Recht der Gesellschaft*. Frankfurt/M. Suhrkamp 1997 S. 55.

2 Ludwig Wittgenstein: *Tractatus logico-philosophicus*. Frankfurt a/M. Suhrkamp 1964. Satz 5.6.

3 Die Wurzel *nemý*, Stumm, ist allen slawischen Sprachen gemeinsam, ebenso wie die substantivische Ableitung *nemec*, der Fremde, in Opposition zur Selbstbezeichnung der „Slawen“ (von *slovo*, das Wort) als „des Wortes mächtigen“. Später in der spezifischen Bedeutung „der Deutsche“, die dann auch ins ungarische übernommen worden ist (Németh). Václav Machek: *Etymologický slovník jazyka českého*, Praha 1971, S. 395. - Aus ähnlicher Erfahrung stammt auch das griechische (onomatopoeische) Wort *barbaros*, d.h. der Plappernde, Murrende.

4 Es ist wohl bezeichnend, dass es Mitteleuropäer waren, die diese bindende und trennende Bedeutung des sprachlichen für moderne Gesellschaften zuerst erkannt haben - wie z. B. L. Wittgenstein oder E. Gellner (*Nations and Nationalism*. Oxford 1988)

5 Siehe z. B. Arnold Gehlen: *Der Mensch*. Wiesbaden 1997. II. Teil.

6 Siehe z. B. José Ortega y Gasset: *Europa und die Idee der Nation*, 1953 u. ö.

7 Siehe z. B. André Hohenstein: *Die Huldigung der Untertanen: Rechtskultur und Herrschaftsordnung 800-1800*. Stuttgart 1991.

8 Die politische Bedeutung der einheitlichen Nationalsprache hat Dante wohl als erster bemerkt und in *De vulgari eloquentia* (1302) ausdrücklich zu Wort gebracht. Dante Alighieri: *De vulgari eloquentia*. Über das Dichten in der Muttersprache. Darmstadt 1966.

9 Dieser Täuschung verfällt man um so leichter, als daß wir unter normalen Umständen auf die Sprache gar nicht achten: In den meisten Kommunikationen geht es um den Inhalt, um den Sinn, während die Sprache vollkommen „durchsichtig“, d. h. unsichtbar ist. Hans-Georg Gadamer: *Mensch und Sprache*, in: *Gesammelte Werke*, Bd. 2: *Hermeneutik und Methode*. Tübingen 1986, S. 147-154.

10 Vgl. Miroslav Hroch: *Na prahu národní existence*. Praha 1996. - ders., *V národním zájmu*. *Pozadavky a cíle evropských národních hnutí devatenáctého století ve srovnávací perspektive*. Praha 1999.

11 Vgl. Ernst Gellner: *Nations and Nationalism*. Oxford 1988.

12 Die Angst vor allen querlaufenden Loyalitäten ist besonders in den frühen demokratischen Verfassungen des 19. Jahrhunderts spürbar, u. a. in den französischen Verfassungen. Schon die Verfassung von 1791 löst nicht nur die Zünfte und Bruderschaften, sondern auch alle Gelübde auf. Nach der Verfassung von 1795 verliert man die Staatsbürgerschaft z. B. durch den Beitritt zu einer religiösen Bruderschaft oder durch einen siebenjährigen Aufenthalt im Ausland. Die norwegische Verfassung vom 1814 schliesst die Mönche und Juden aus.

13 Vgl. E. Gellner, *Nationalismus und Moderne*, Berlin 1991. - So kehrt die moderne politische Gesellschaft einigermassen zu den Verhältnissen der antiken Polis zurück, wohl mit dem Unterschied, daß Fernsehen keine agora ist und nur eine Einbahnkommunikation erlaubt.

14 Es ist bezeichnend, daß mit der einzigen Ausnahme der „internationalistischen“ Kommunistischen Partei, die aber unter den Deutschböhmen keine großen Stimmzahlen erzielen konnte, alle anderen Parteien parallel in einer tschechischen und einer deutschen Ausgabe um die Stimmen buhlten - in Wirklichkeit jeweils in einer anderen (kommunikativen) Gesellschaft. Jede Parlamentswahl wurde somit zu einem „täglichen Plebiszit“, wie Ernest Renan schon 1875 die Nation treffend definierte. Ernest Renan: *Was ist eine Nation?* Hamburg 1996.

15 Erst nachträglich kam mir in die Hand die sehr interessante Arbeit von Urs Altermatt, *Language and Nation: Is Switzerland a Model for Europe?* In: *Nation and National Ideology*. New Europe College Bucharest 2002. S. 323-351. Altermatt zerstreut u.a. die verführerische Illusion, man könnte auch anderswo das „schweizer Modell“ nachahmen, wie auch führende tschechoslowakische Politiker der Zwischenkriegszeit glaubten.

16 Es sind andere, nichtsprachliche Gründe die diese großartige politische Einmaligkeit zusammen halten. (Vgl. die oben zitierte Arbeit von Urs Altermatt.) Sonst sind die öffentlichen Meinungen in allen drei (sprachlichen) Teilen fast unabhängig voneinander, wie z. B. Resultate verschiedener Volksabstimmungen auf Bundesebene zeigen.

17 Das etwas befremdliche Benehmen einiger Länder während der Verhandlungen um die europäische Verfassung 2003 läßt sich meines Erachtens am ehesten durch die (wohl unausgesprochene) Angst vor einer Assimilierung, vor einem Verlust dieser kommunikativen Selbständigkeit erklären. Deshalb das wenig sinnvolle Beharren auf den „nationalen Kommissaren“ für jeden Mitglied-

staat, das Festhalten am Konsensprinzip und dem Veto-recht. Der damalige slowakische Ministerpräsident Carnogursky hat es 1991 treffend ausgedrückt: die Slowakei möge „einen eigenen Stern“ auf der europäischen Fahne haben.

18 Rémi Brague: *Europe - la voie romaine*. Paris 1992.

19 So mußte der erste britischen Statthalter in Indien, William Jones, der Begründer moderner Indologie, abgelöst werden, weil er zu viel seinen wissenschaftlichen Interessen nachging. Vgl. Ivo Budil: *Od prvotního jazyka k rase*, Praha 2003.

20 „La paix se produit comme cette aptitude a la parole“, so Emmanuel Lévinas: *Totalité et infini: essai sur l'extériorité*. Den Haag 1961, S. XI. Übrigens ein ähnlicher Gedanke wie der oben zitierte von Luhmann, nach dem außerhalb der kommunikativen Gesellschaft nur «Ereignisse eines anderen Typs» zu verzeichnen sind.

21 Exemplarisch: Matt Ridley: *The moral animal*. New York 1985.

22 Vgl. Robert Dunbar (ed.): *The evolution of culture: An interdisciplinary view*. Edinburgh 1999. - Aus kulturanthropologischer Sicht: Michael Carrithers: *Why humans have cultures. Explaining anthropology and social diversity*. Oxford u.a. 1992.

23 Man wird hier an den antiken Begriff der *synoikia*, des Zusammenwohnens erinnert, wie Thukydides (II.15) den Anfang der Polis erklärt. Ihre „föderative“ Verfassung mit mehreren *fylai* (Aristoteles, *Politik* 1319b) hat später in den grossen Städten die ersten mehrsprachigen Gesellschaften ermöglicht, wohl mit einer eher niedrigen Stufe der Integration.

24 Kant hat der Sprachenvielfalt keine Aufmerksamkeit gewidmet, auch in seiner Anthropologie nicht, und man kann vermuten, er habe sich den Vorgang eher als einen vom oben nach unten, top-down gedacht, wie es dann Napoleon versuchte. Im Unterschied zu Napoleon wissen wir heute, dass stabile politische Gebilde nur vom unten nach oben, bottom-up entstehen können, d.h. durch Verhandlungen und Kommunikation.

25 In dieser Hinsicht hat sich Europa einen höheren Ziel gestellt als vor zwei Jahrhunderten die Vereinigten Staaten mit ihrem „melting-pot“ Konzept sprachlicher Vereinheitlichung und dem gewaltsamen Ausschluss einheimischer Bevölkerung. Es sind nun aber gerade diese zwei, die eine Erweiterung der USA praktisch verhindern. Die von manchen erwünschte Integration Amerikas muss auf einer anderen Ebene neu beginnen, vom Anfang an.

# Turbulente Ränder

Neue Perspektiven auf Migration an den Grenzen Europas

EUROPA

Transit Migration Forschungsgruppe (Hg.), Rezensiert von Imke Girssmann

Die interdisziplinäre Forschungsgruppe TRANSIT MIGRATION wurde im Rahmen des „Projekt Migration“, einem Initiativprojekt der Kulturstiftung des Bundes, gegründet.

Forscher/innen aus Soziologie, Ethnologie, Politologie – um nur einige der „Heimat-Disziplinen“ zu nennen – entwickeln und erproben gemeinsam mit Filmemacher/innen, Medienaktivist/innen und Künstler/innen neue Forschungs- und Produktionsmethoden.

Nach einer Reihe von Workshops und Symposien ist nun die erste große Publikation der Gruppe erschienen: In *Turbulente Ränder. Neue Perspektiven auf Migration an den Grenzen Europas* stellen die Autoren/-innen die Ergebnisse ihrer zweijährigen Forschungsarbeit zur Entstehung eines neuen europäischen Grenzregimes und zu Bewegungen transnationaler Migration vor. Mittelpunkt der Untersuchung ist eine bislang kaum erforschte Migrationslandschaft, die dennoch zunehmend zu einer Schnittstelle geworden ist: Die südöstliche Peripherie, sozusagen den „anderen Rand“ Europas. Ausgangspunkt der Gruppe ist die Kritik an einer deutschen Migrationstheorie, die ihrer Ansicht nach zu sehr in einem „methodologischen Nationalismus“ verhaftet ist, indem sie Migration meist als lediglich unidirektionale Aus- und Einwanderung auffasst und darstellt. Dem stellt TRANSIT MIGRATION eine Perspektive gegenüber, die transnationalen Lebensrealitäten Rechnung tragen soll und in der auch die dynamische Kraft, die von der Migration ausgeht, in die Analyse miteinbezogen wird. Das verbreitete Bild der Migration als Objekt institutioneller Bearbeitung wird so aufgedeckt und hinterfragt.

Das Autoren/-innen-Team verschweigt nicht, sich selbst der „Bewegung der Migration verpflichtet“ zu fühlen, nimmt aber davon Abstand, Migrant/innen per se als subversive Subjekte zu überhöhen oder zu feiern. Ihre Absicht ist es

zum einen, etablierten Sichtweisen ihre Beobachtungen entgegenzustellen, und zwar auch solchen von Kritikern europäischer Migrationspolitik. So zeigen sie z.B., dass Lager an den europäischen Grenzen – ohne ihnen unmenschliche Bedingungen abzusprechen – eben kein perfekt durchorganisiertes staatliches Migrationsmanagement darstellen, sondern immer auch Orte von Durchgängen und Verhandlungen sind. „Allmächtige Behörden“ werden so u.a. zu Institutionen der Improvisation dekonstruiert und der Begriff der „Festung Europa“ neu aufgerollt – als Ausdruck der Schwierigkeit, die Turbulenzen der Migration adäquat zu fassen.

Zum anderen ist es das Ziel der Forschungsgruppe, zu untersuchen, was für ein „Wissen“ über Migration in Europa eigentlich produziert wird und was die Orte dieser Wissensproduktion sind.

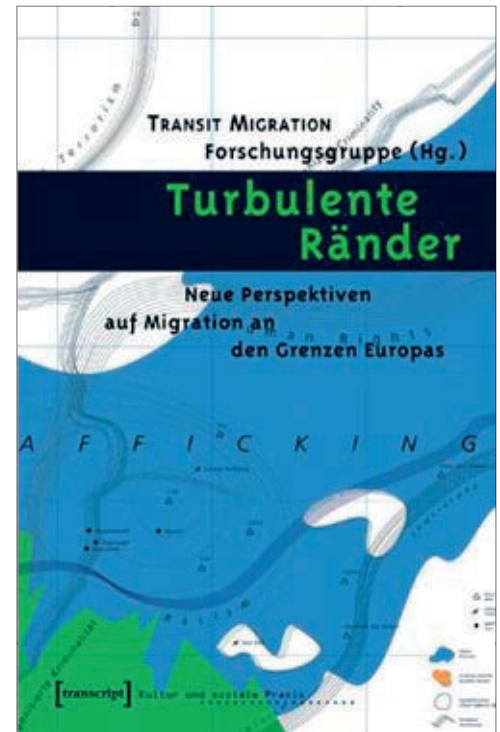
Ihr besonderes Augenmerk richtet sich dabei diskursanalytisch gerade auf „Bilder“ der Migration, auf visuelle Repräsentationen und mediale Produktionen.

Die Vielfalt der Autoren/-innen bietet einen ebenso vielfältigen Einblick in die Arbeit der Gruppe: Fundierte Beiträge zu einer „neuen imperialen Kunst des Regierens“, Beobachtungen zu sich überkreuzenden touristischen und migrantisches Praktiken im Mittelmeerraum, eine scharfe Analyse von visuellen Repräsentationen von Migrantinnen in Kampagnen gegen Menschenhandel oder auch das Tagebuch einer Sound Art-Gruppe über die Klanglandschaft einer Shoppingmall in Belgrad stehen nebeneinander, werden miteinander verknüpft und bilden ein vielschichtiges und interessantes Ganzes.

Im Umschlag des Buches entdeckt der/die Leser/-in dann noch eine Zugabe: Eine ausklappbare „Landkarte“ – die allerdings keine existierenden geographischen Räume zeigt, sondern Akteure und Bewegungen innerhalb

von Migrationsdiskursen auf neuartige Weise versucht zu visualisieren.

Unter dem Projekt-Titel „migmap“ haben zu TRANSITMIGRATION gehörende Künstler/-innen eine Vielzahl derartiger Kartografien geschaffen, die im Internet unter <http://www.transitmigration.org/migmap> auch interaktiv zugänglich sind.



Turbulente Ränder  
Neue Perspektiven auf Migration an den Grenzen Europas  
Transit Migration Forschungsgruppe (Hg.)  
Transcript Verlag Bielefeld  
Broschiert, 252 Seiten, eine Karte, Januar 2007  
EUR 24.80  
ISBN 3899424808  
<http://www.transitmigration.org>

Qualität ist kein Zufall, sie ist immer das Ergebnis angestregten Denkens.

---

John Ruskin, (1819 - 1900), englischer Kunstkritiker, Sozialökonom und Sozialreformer



# What story should Europe tell?

von Timothy Garton Ash

Welcome. Join us in a debate about where Europe has come from and where it should be heading to. As the European Union approaches its '50th birthday' — the fiftieth anniversary of the signing of the Treaty of Rome — it seems to many of us that Europe has lost the plot. Europeans badly need a new story that we can tell in our different languages and idioms.

I have drafted a first proposal for a new way in which we could tell our story around six goals to which most Europeans aspire: Freedom, Peace, Law, Prosperity, Diversity and Solidarity. You can read the English version in Prospect magazine. Versions published in other European languages will be posted as soon as they appear.

This is only one writer's first draft. The story is no good unless enough Europeans think it is pointing in the right direction. Please join the debate. Feel free to use any European language you like.

The discussion is completely free, but it will be followed by a group of our European students here at Oxford. We will remove anything that is downright obscene or constitutes incitement to hatred, and may tidy up the formatting, but otherwise we will leave posts exactly as they come.

Posts from TGA are my contributions to the ongoing debate.

If there is sufficient interest, we may start new threads on particular issues. If it turns out that people are not interested, that will be a kind of European story too.

Come and join the debate.

Best wishes

Timothy Garton Ash

<http://www.europeanstory.net/>

*The EU urgently needs to give a new account of itself. Old-fashioned grand narrative and Euro-myth will no longer do the trick. How about a true and self-critical story woven around six goals?*

Timothy Garton Ash

**Timothy Garton Ash** is professor of European studies at Oxford University and the author of „Free World“ (Penguin). © Timothy Garton Ash Europe has lost the plot. As we approach the 50th anniversary of the treaty of Rome on 25th March 2007—the 50th birthday of the European economic community that became the European Union—Europe no longer knows what story it wants to tell. A shared political narrative sustained the postwar project of (west) European integration for three generations, but it has fallen apart since the end of the cold war. Most Europeans now have little idea where we're coming from; far less do we share a vision of where we want to go to. We don't know why we have an EU or what it's good for. So we urgently need a new narrative.

I propose that our new story should be woven from six strands, each of which represents a shared European goal. The strands are freedom, peace, law, prosperity, diversity and solidarity. None of these goals is unique to Europe, but most Europeans would agree that it is characteristic of contemporary Europe to aspire to them. Our performance, however, often falls a long way short of the aspiration. That falling short is itself part of our new story and must be spelled out. For today's Europe should also have a capacity for constant self-criticism.

In this proposal, our identity will not be constructed in the fashion of the historic European nation, once humorously defined as a group of people

united by a common hatred of their neighbours and a shared misunderstanding of their past. We should not even attempt to retell European history as the kind of teleological mythology characteristic of 19th-century nation-building. No good will come of such a mythopoeic falsification of our history ("From Charlemagne to the euro"), and it won't work anyway. The nation was brilliantly analysed by the historian Ernest Renan as a community of shared memory and shared forgetting; but what one nation wishes to forget another wishes to remember. The more nations there are in the EU, the more diverse the family of national memories, the more difficult it is to construct shared myths about a common past. Nor should our sense of European togetherness be achieved by the negative stereotyping of an enemy or "other" (in the jargon of identity studies), as Britishness, for example, was constructed in the 18th and 19th centuries by contrast with a stereotyped France. After the collapse of the Soviet communist "east," against which western Europe defined itself from the late 1940s until 1989, some politicians and intellectuals now attempt to find Europe's "other" in either the US or Islam. These attempts are foolish and self-defeating. They divide Europeans rather than uniting them. Both the negative stereotyping of others and the mythmaking about our own collective past are typical of what I call Euronationalism—an attempt to replicate nationalist methods of building political identity at the European level.

In this proposal, Europe's only defining "other" is its own previous self: more specifically, the unhappy, self-destructive, at times downright barbaric chapters in the history of European civilisation. With the wars of the Yugoslav succession and the attempted genocide in Kosovo, that unhappy history stretches into the very last year of the last century. This is no distant past. Historical knowledge and consciousness play a vital

role here, but it must be honest history, showing all the wrinkles, and not mythistoire.

By contrast with much traditional EU-ropean discourse, neither unity nor power are treated here as defining goals of the European project. Unity, whether national or continental, is not an end in itself, merely a means to higher ends. So is power. The EU does need more capacity to project its power, especially in foreign policy, so as to protect our interests and realise some benign goals. But to regard European power, l'Europe puissance, as an end in itself, or desirable simply to match the power of the US, is Euronationalism not European patriotism.

So our new narrative is an honest, self-critical account of progress (very imperfect progress, but progress none the less) from different pasts towards shared goals which could constitute a common future. By their nature, these goals can not fully be attained (there is no perfect peace or freedom, on earth at least), but a shared striving towards them can itself bind together a political community. What follows are notes towards the formulation of such a story, with built-in criticism. This is a rough first draft, for others to criticise and rework. If something along these lines does not appeal to a sufficient number of Europeans, there's no point in continuing with it. If it does, perhaps there is.

**Freedom** Europe's history over the last 65 years is a story of the spread of freedom. In 1942, there were only four perilously free countries in Europe: Britain, Switzerland, Sweden, Ireland. By 1962 most of western Europe was free, except for Spain and Portugal. In 1982 the Iberian peninsula had joined the free, as had Greece, but most of what we then called eastern Europe was under communist dictatorship. Today, among countries that may definitely be accounted European, there is only one nasty little authoritarian regime left—Belarus. Most Europeans now live in liberal democracies. That has never before been the case; not in 2,500 years. And it's worth celebrating.

A majority of the EU's current member states were dictatorships within living memory. Italy's president, Giorgio Napolitano, has a vivid recol-

lection of Mussolini's fascist regime. The president of the European commission, José Manuel Barroso, grew up under Salazar's dictatorship in Portugal. The EU's foreign policy chief, Javier Solana, remembers dodging General Franco's police. Eleven of the 27 heads of government who will gather round the table at the spring European council, including the German chancellor Angela Merkel, were subjects of communist dictatorships less than 20 years ago. They know what freedom is because they know what unfreedom is.

To be sure, people living under dictatorships wanted to be free mainly because they wanted to be free, not because they wanted to be EU-ropean. But the prospect of joining what is now the EU has encouraged country after country, from Spain and Portugal 30 years ago to Croatia and Turkey today, to transform its domestic politics, economy, law, media and society. The EU is one of the most successful engines of peaceful regime change ever. For decades, the struggle for freedom and what is emotively called the "return to Europe" have gone arm in arm.

*Shortcomings* Closer examination shows that many of Europe's newer democracies are seriously flawed, with high levels of corruption—especially, but by no means only, in southeastern Europe. Money also speaks too loudly in the politics, legal systems and media of our established democracies, as it does in the US. Whatever the theory, in practice rich Europeans are more free than poor ones. The EU is a great catalyst of democracy but it is not itself very democratic. EU regulations are justified in the name of the treaty of Rome's "four freedoms," the free movement of goods, people, services and capital—but these regulations can themselves be infringements of individual freedom. Anyway, the EU can't claim all the credit: the US, Nato and the Organisation for Security and Co-operation in Europe have also played a major part in securing Europeans' freedoms. Until recently, the defence of individual human rights and civil liberties has been more the province of the Council of Europe and its European court of human rights than of the EU.

**Peace** For centuries, Europe was a theatre of war. Now it is a theatre of peace. Instead of trying out our national strengths on the battlefield, we do it on the football field. Disputes between European nations are resolved in endless negotiations in Brussels, not by armed conflict. The EU is a system of permanent, institutionalised conflict resolution. If you get tired of Brussels waffle and fudge, contemplate the alternative. It may seem to you unthinkable that French and Germans would ever fight each other again, but Serbs and Albanians were killing each other only the day before yesterday. You cannot simply rely on goodwill to keep the peace in Europe. This may be an old, familiar argument for European integration but that does not make it less true. Sometimes the old arguments are still the best.

*Shortcomings* We cannot prove it was European integration that kept the peace in western Europe after 1945. Others would claim it was Nato and the hegemonic system of the cold war, with the US functioning as "Europe's pacifier"; others again would cite the fact that western Europe became a zone of liberal democracies, and liberal democracies don't go to war with each other. Several things happened at once and historians can argue about their relative weight. Anyway, central and eastern Europe did not live at peace after 1945: witness the Soviet tanks rolling into East Berlin, Budapest and Prague, and the "state of war" declared in Poland in 1981. Moreover, Europe—in the sense of the EU and, more broadly, the established democracies of Europe—failed to prevent war returning to the continent after the end of the cold war. Twice it took US intervention to stop war in the Balkans. So what are we so proud of?

**Law** Most Europeans, most of the time, live under the rule of law. We enjoy codified human and civil rights and we can go to court to protect those rights. If we don't receive satisfaction in local and national courts, we have recourse to ►

European ones—including the European court of human rights. Men and women, rich and poor, black and white, heterosexual and homosexual, are equal before the law. By and large, we can assume that the police are there to defend us, rather than advancing the interests of those in power, doing the bidding of the local mafia or lining their own pockets. We forget how unusual this is. For most of European history, most Europeans did not live under the rule of law. At least two thirds of humankind still does not today. “I have a gun, so I decide what the law is,” an African officer at a roadblock told a journalist of my acquaintance, before pocketing an arbitrary “fine.”

The EU is a community of law. The treaty of Rome, and succeeding treaties, have been turned into a kind of constitution by the work of European courts. One scholar has described the European court of justice as “the most effective supranational judicial body in the history of the world.” EU law takes priority over national law. Even the strongest governments and corporations must eventually yield to the rulings of European judges. Why are the leading European football teams full of players from other countries? Because of a 1995 ruling of the court of justice. It is thanks to the judicial enforcement of European laws on the “four freedoms” that most Europeans can now travel, shop, live and work wherever they like in most of Europe.

**Shortcomings** In practice, some are more equal than others. Look at Silvio Berlusconi. And there are still large areas of lawlessness, especially in eastern and southeastern Europe. In established democracies, security powers, including detention without trial, have been stepped up, violating civil liberties in the name of the “war on terror.” And the primacy of European law and the power of judges is, of course, precisely what Eurosceptics—especially in Britain—hate. They see it as stripping power from the democratically elected parliaments of sovereign states.

**Prosperity** Most Europeans are better off than their parents, and much better off than their grandparents. They live in more comfortable, warmer, safer accommodation; eat richer, more

varied food; have larger disposable incomes; enjoy more interesting holidays. We have never had it so good. Look at Henri Cartier-Bresson’s wonderful book of photographs, *Europeans*, and you will be reminded just how poor many Europeans still were in the 1950s. If you represent the countries of the world on a map according to the size of their gross domestic product, and shade them according to GDP per head, you can see that Europe is one of the richest blocks in the world.

**Shortcomings** Bond Street and the Kurfürstendamm are not typical of Europe. There are still pockets of shaming poverty, even in Europe’s richest countries, and there are some very poor countries in Europe’s east. It is also very hard to establish how much of this prosperity is due to the existence of the EU. In his book *Europe Reborn*, the economic historian Harold James reproduces a graph that shows how GDP per capita in France, Germany and Britain grew throughout the 20th century, with large dips in the two world wars from which we recovered with rapid postwar growth. Overall, prosperity grew at roughly the same rate in the first half of the century, when we didn’t have the European Economic Community, as in the second half, when we did. The main reason for this steady growth, James suggests, is the development and application of technology. The EU’s single market and competition policy have almost certainly enhanced our prosperity; policies like the CAP, and extra costs incurred due to EU regulations and social policy, have almost certainly not. Countries like Switzerland and Norway have done well outside the EU. In any case, the glory days of European growth are far behind us. In the last decade, the more advanced European economies have grown more slowly than the US, and far more slowly than the emerging giants of Asia.

**Diversity** In an essay entitled “Among the Euroweenies,” the American humorist PJ O’Rourke once complained about Europe’s proliferation of “dopey little countries.” “Even the languages are itty-bitty,” he groaned. “Sometimes you need two or three just to get you through till lunch.” But that’s just what I love about Europe. You can

enjoy one culture, cityscape, media and cuisine in the morning, and then, with a short hop by plane or train, enjoy another that same evening. And yet another the next day. And when I say “you,” I don’t just mean a tiny elite. Students travelling with easyJet and Polish plumbers on overnight coaches can appreciate it too.

Europe is an intricate, multicoloured patchwork. Every national (and sub-national) culture has its own specialities and beauties. Each itty-bitty language reveals a subtly different way of life and thought, ripened over centuries. The British say, “What on earth does that mean?”; the Germans, “What in heaven should that mean?” (was im Himmel soll das bedeuten?): philosophical empiricism and idealism captured in one everyday phrase. Awantura in Polish means a big, loud, yet secretly rather enjoyable quarrel. *Bella figura* in Italian is an untranslatable notion of how a man or woman should wish to be in the company of other men and women.

This is not just diversity; it is peaceful, managed and nurtured diversity. America has riches and Africa has variety, but only Europe combines such riches and such variety in so compact a space.

**Shortcomings** This is the strand on which I can see the least credible criticism. Eurosceptics decry the EU as a homogenising force, driving out old-fashioned national specialities like handmade Italian cheese (with delicious added hand-grime) or British beef and beer measured in imperial pounds and pints. But the examples are not so numerous, and for every element of old-fashioned diversity closed down by EU regulation there are two new ones opened up, from the Caffè Nero on a British high street to the cheap weekend trip to Prague. Europeanisation is generally a less homogenising version of globalisation than is Americanisation.

**Solidarity** Isn’t this the most characteristic value of today’s Europe? We believe that economic growth should be seasoned with social justice, free enterprise balanced by social secu-

riety—and we have European laws and national welfare states to make it so. Europe’s social democrats and Christian democrats agree that a market economy should not mean a market society. There must be no American-style, social Darwinian capitalist jungle here, with the poor and weak left to die in the gutter.

We also believe in solidarity between richer and poorer countries and regions inside the EU, hence the EU funds from which countries like Ireland and Portugal have benefited so visibly over the last two decades. And we believe in solidarity between the world’s rich north and its poor south—hence our generous national and EU aid budgets and our commitment to slow down global warming, which will disproportionately hurt some of the world’s poorest.

*Shortcomings* This is the strand where Europe’s reality falls painfully short of its aspiration. There is a significant degree of social solidarity, mediated by the state, in the richer European countries, but even in our most prosperous cities we still have beggars and homeless people sleeping rough. In the poorer countries of eastern Europe, the welfare state exists mainly on paper. To be poor, old and sick in Europe’s wild east is no more pleasant than it is to be poor, old and sick in America’s wild west. Yes, there were big financial transfers to countries like Portugal, Ireland and Greece, but those to the new member states of the EU today are much meaner. In the period 2004-06, the “old” 15 member states contributed an average of €26 per citizen per year into the EU budget for enlargement—so our trans-European solidarity amounted to the price of a cup of coffee each month. As for solidarity with the rest of the world, the EU comes top of Oxfam’s “double standards index,” measuring protectionist practices in the rich north. Our agricultural protectionism is as bad as anyone’s, and the EU is responsible, with the US, for the shameful stalling of the Doha round of world trade talks.

These are, I repeat, merely notes towards a new European story. Perhaps we need to add or subtract a theme or two. The flesh then has to be put on the bare bones. Popular attachment, let alone enthusiasm, will not be generated by a list of

six abstract nouns. Everything depends on the personalities, events and anecdotes that give life and colour to narrative. These will vary from place to place. The stories of European freedom, peace or diversity can and should be told differently in Warsaw and Madrid, on the left and on the right. There need be no single one-size-fits-all version of our story—no narrative equivalent of the eurozone interest rate. Indeed, to impose uniformity in the praise of diversity would be a contradiction. Nonetheless, given the same bone structure, the fleshed-out stories told in Finnish, Italian, Swedish or French will have a strong family likeness, just as European cities do.

Woven together, the six strands will add up to an account of where we have come from and a vision of where we want to go. Different strands will, however, appeal more strongly to different people. For me, the most inspiring stories are those of freedom and diversity. I acknowledge the others with my head but those are the two that quicken my heart. They are the reason I can say, without hyperbole, that I love Europe. Not in the same sense that I love my family, of course; nothing compares with that. Not even in the sense that I love England, although on a rainy day it runs it close. But there is a meaningful sense in which I can say that I love Europe—in other words, that I am a European patriot.

Our new European story will never generate the kind of fiery allegiances that were characteristic of the pre-1914 nation state. Today’s Europe is not like that—fortunately. Our enterprise does not need or even want that kind of emotional fire. Europeanness remains a secondary, cooler identity. Europeans today are not called upon to die for Europe. Most of us are not even called upon to live for Europe. All that is required is that we should let Europe live. ■

To debate this proposal, go to [www.europeanstory.net](http://www.europeanstory.net)



# SOUFFLÉ, eine Massenausstellung

## AUSSTELLUNGSTIPP



die ideenknappheit einer massenausstellung ist ein sprung von qualität zu quantität und konstruiert zwecklosigkeit, eine rekonstruktion dessen, was man zu beginn seiner laufbahn gerne gehabt hätte, nämlich einen aufmarsch, eine demonstration der idee des autonomen d.h. ungeführten, unkuratierten und unbehandelten. sondern das, was man zur neige der laufbahn hat, was sich zeigt. eine verkettung des privaten in die kunst, von dort aber ins öffentliche, in den raum, den sie betreten, wo sie sich finden werden, wenn sie gekommen sind. nämlich eine unkuratierte ausstellung mit „künstlerfreunden“ (künstlerfreunde sind nicht freunde ohne kunst, sondern künstler mit denen man in einer koexistenz symbiotisiert (wenn man dieses nomen adverbiiert)). lassen sie sich nicht beirren durch spiel mit grammatischen begriffen – sie haben keine bedeutung und sind sozusagen ingenerativ.

**01.09.2007 - 13.10.2007**

**KUNSTRAUM INNSBRUCK**

Öffnungszeiten:

Di-Fr 11 - 18 Uhr, Sa 11 - 16 Uhr, So/Mo geschlossen. Eintritt frei!

Maria Theresien Str. 34, Arkadenhof  
A-6020 Innsbruck

Tel +43-512-584000

Fax +43-512-584000-15

office(at)kunstraum-innsbruck

<http://www.kunstraum-innsbruck.at/>

### teilnehmende künstler:

ferran adriá, richard artschwager, ruth baettig, jack bauer, vanessa beecroft, elisabetta benassi, edith bergmann, reinhard bernsteiner, basiri bizhan, john bock, agata bogacka, songül boyraz, olaf breuning, jean-marc bustamente, herbert de colle, plamen dejanoff, ines doujak, urs fischer, dan flavin, herbert flois, herbert fuchs, rainer ganahl, olivier garbay, marcus geiger, gelitin, liam gillick, dan graham, heiri häfliger, mary heilmann, sophie von hellermann, anton herzl, richard hoeck, siggi hofer, peter höll, carsten höller, benedetta jacovoni, christian jankowski, franz kapfer, luisa kasalicky, jeff koons, jannis kounellis, krüger & pardeller, sarah lucas, marcin maciejowski, gilo moroder, sarah morris, otto muehl, muntean/rosenblum, walter obholzer, jorge pardo, raymond pettibon, michelangelo pistoletto, katriin plavcak, rudolf polanszky, philipp quehenberger, andreas reiter raabe, anselm reyle, jason rhoades, hans riedel, gerhard riml, diter rot, julie ryan, isa schmidlehner, tamuna sirbiladze, wolfgang tillmans, kostja tonev, oktavian trauttmansdorff, zlatan vukosavljevic, hans weigand, franz west, sue williams, gardner woods, ronald zechner, toby ziegler, heimo zobernig

**Tony R. Judt**

Übersetzt aus dem Englischen von Matthias Fienbork, Hainer Kober

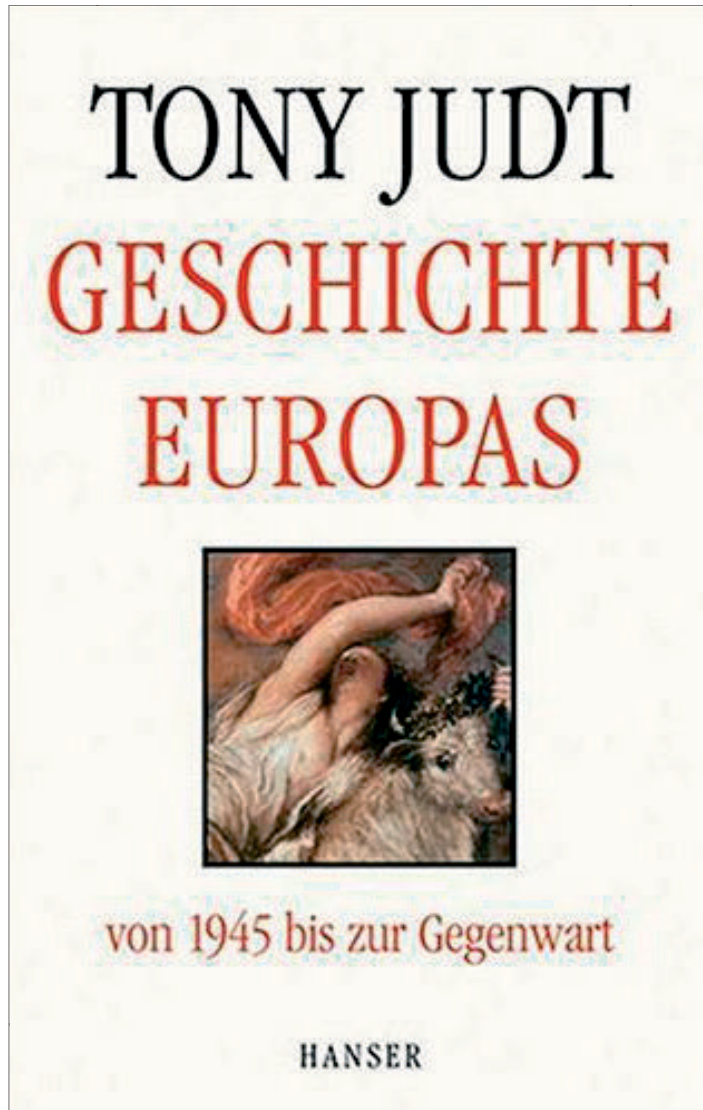
Die erste umfassende Geschichte des modernen Europa. In den vergangenen 60 Jahren hat sich der sogenannte alte Kontinent komplett verändert. Dem Weltkrieg folgte der Kalte Krieg, die Revolutionen seit 1989 setzten fast überall die Demokratie durch und schufen die Voraussetzung dafür, dass sich immer mehr europäische Nationen der EU anschließen konnten. Tony Judt arbeitet die großen Linien der Politik, der Gesellschaft, der Kultur und des Alltags in Europa heraus. Und je weiter man sich in die Lektüre dieser großartigen Erzählung vertieft, desto klarer setzt sich eine Erkenntnis durch: dass die Zeiten, da uns unsere nationale Geschichte genügen konnte, endgültig vorbei sind.

Pressestimmen:

„Ein packendes Geschichtsbuch. ... Für die fast 900 Seiten lange Lektüre mit einer beeindruckenden Fülle an Details bedarf es keines langen Atems... Einfach spannend.“ Monika Jung-Mounib, Neue Zürcher Zeitung am Sonntag, 12.02.06

„Neben der traditionellen Politikgeschichte beeindruckt Tony Judt mit der seltenen Fähigkeit, die komplexen währungswirtschafts- und sozialgeschichtlichen Phänomene der unmittelbaren Nachkriegszeit eindringlich und verständlich zu beschreiben.“ Dan Diner, Die Welt, 19.08.06

„Bibel für Europa. ... Sein Buch ist - für ein solches Standardwerk ungewöhnlich - ausgesprochen verständlich geschrieben und bietet den derzeit besten Überblick zum Thema.“ Jan-Christoph Wiechmann, Der Stern, 24.08.06



1056 Seiten  
Fester Einband  
Pappband  
ISBN-10: 3-446-20777-5  
ISBN-13: 978-3-446-20777-6  
€ 39,90

HANSER VERLAG

# Buchtipps

**HERAUSGEBER**

Dariusz Radtke (V.i.S.d.P.)  
Hagen Schulz-Forberg

**CHEFREDAKTEUR**

Jacob Schilling

**REDAKTION**

Volker Hagemann  
Imke Girssmann  
Jessica Matthes

**AUTOREN DIESER AUSGABE**

Wolf Lotter, Krzysztof Niewrzęda, Hans-Ulrich Mittmann, Michal Grajek, Ernst-Ludwig Winnacker, Dan Sperber, Peter Matussek, Imke Girssmann, Christoph Herrman, Jan Sokol, Timothy Garton Ash, Fra Angelico, Hazel Rosenstrauch, Lopez Mause, Peter Reik

**REDAKTIONSNSCHRIFT**

E.I.Q. - Redaktion c/o Jacob Schilling  
Karl-Marx-Allee 73 | D – 10243 Berlin  
Tel.: + 49 (0) 30 43 72 57 79  
Fax: + 49 (0) 30 21 54 384  
E-Mail: [redaktion@forum46.net](mailto:redaktion@forum46.net)

**VERLAG**

FORUM46 Editionen  
Wilhelmstraße 67 | D – 10117 Berlin-Mitte  
Tel.: + 49 (0) 30 20 83 33 79  
Fax: + 49 (0) 30 20 83 33 80  
E-Mail: [kontakt@forum46.net](mailto:kontakt@forum46.net)  
[www.forum46.net](http://www.forum46.net)

**ANZEIGENLEITUNG**

Kaja Wesner | [kaja.wesner@forum46.net](mailto:kaja.wesner@forum46.net)

**LAYOUT & SATZ**

Marcin Zastrożny | [marcin@zastrozny.de](mailto:marcin@zastrozny.de)

Redaktionsschluss dieser Ausgabe: 29.08.2007  
Namentlich gekennzeichnete Beiträge geben nicht unbedingt die Meinung der Redaktion oder des FORUM46 wieder. Alle abgedruckten Texte und Abbildungen sind urheberrechtlich geschützt.

**AUFLAGE** | 3174

**HEFTFORMAT** | 220mm x 220mm



# 6 FRAGEN AN... Hazel Rosenstrauch

Die Autorin und freie Journalistin wurde 1945 im Exil in London geboren. Aufgewachsen in Wien, studierte sie Mitte der 1960er Jahre Germanistik, Philosophie und Soziologie an der FU Berlin und an anderen deutschen Universitäten. Während dieser Zeit war sie Teil der Studentenbewegung von 1968. 1983 promovierte Rosenstrauch bei Professor Hermann Bausinger am Institut für Europäische Kulturwissenschaft an der Universität Tübingen. Hazel Rosenstrauch arbeitete als Journalistin, wissenschaftliche Assistentin, als Literaturkritikerin, Autorin, Lektorin und Redakteurin. Von 1997-2006 war sie Chefredakteurin der Zeitschrift „Gegenworte“, die sich auch um die Verittlung von Wissenschaft quer über Disziplinen hinweg beschäftigt. Rosenstrauch interessierte sich schon immer für interdisziplinäre Zusammenhänge und hat sich in ihren Arbeiten immer wieder mit dem „Zwischen“ und den Fragen, die es aufwirft, auseinandergesetzt. Derzeit arbeitet Hazel Rosenstrauch an einer Publikation über Wilhelm und Caroline von Humboldt (Arbeitstitel: Licht und Wärme), die Fertigstellung ist für Ende 2008 geplant.

## 1) Frau Rosenstrauch, was finden Sie eigentlich europäisch?

Es gibt unleugbar bestimmte Traditionen, die sich von amerikanischen, afrikanischen oder asiatischen Gewohnheiten und Sitten unterscheiden. Aber Europäisches findet man heute auf der ganzen Welt – wie auch amerikanische Sitten und Gebräuche und Nahrungsmittel oder asiatische Methoden, Speisen, Glaubensbekenntnisse usw. Insofern würde ich sagen: europäisch ist das, was vor der Globalisierung vorwiegend in Europa gedacht, erzeugt, gemacht wurde – dazu gehören leider auch die Kriege und Verfolgungen, aber auch wunderbare Literatur oder sogar Erfahrungen im Zusammenleben sehr unterschiedlicher Völker.

## 2) Stichwort Qualität - was bedeutet der Begriff für Sie und inwiefern ist Ihr eigener „Schönheitssalon für akademische Texte“ eine Art Qualitätsmanagement?

Die Frage nach Qualität läßt sich m.E. nur konkret beantworten – jedenfalls nicht dadurch, dass 5 Experten laut rufen: exzellent! Mein Salon ist dahingegen eher der Versuch, Wissenschaftlern beiderlei Geschlechts zu einer Sprache zu verhelfen, die über die jeweilige Fach-Community hinaus wirken kann. Das kann sowohl den Autoren wie den Lesern gut tun, selbst wenn nicht alles ‚verständlich‘ wird.

## 3) Abgesehen von einer gelifteten Sprache - Was wünschen Sie sich von der Wissenschaft?

Von oder für? Für die Wissenschaft wünsch ich mir mehr Muße, weniger Hysterie und Kommerzialisierung. Von der Wissenschaft wünsch ich mir gewissenhaft, gründlich, verantwortungsvoll erarbeitete Ergebnisse und vielleicht auch ein bißchen mehr Bewußtsein für die Unvollkommenheit ihrer Erkenntnisse.

## 4) Unvollkommenheit kann auch Chancen bieten - begeben Sie sich gerne in Zwischenräume?

Ja, und zwar dorthin wo Platz ist, wo noch nicht alles verstellt (beantwortet, verbaut, erkannt) ist.

## 5) Doch noch einmal zurück zur Sprache - Was sagen Sie am liebsten in einer für Sie fremden europäischen Sprache?

Flüche und Komplimente.

## 6) Ein Blick in die Zukunft. Was wird die größte Herausforderung für Europa?

Oje, da muß ich passen - die Liste wäre zu lang ... oder es werden Plattitüden. [Frieden erhalten, das Zusammenleben besser organisieren, eine gemeinsame Außenpolitik hinzukriegen, ein Modell für soziale Lösungen im Umgang mit der verschwindenden Arbeit und für Armut, Lärm, Energie, Müllprobleme entwickeln und nicht zuletzt: Lesen-Schreiben-Denken wieder attraktiv zu machen u.v.a.m.]